F08351
OM6

Ostfront

Sachsen im Felde

RITTMEISTER GEORG FREIH. V. OMPTEDA

VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H. BERLIN

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Sachsen im Felde
(Ostfront)

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung, vorbehalten.
Copyright 1917 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Sachsen im Felde

(Ostfront)

Von

Georg Freiherrn von Ompteda
Rittmeister

✱

16. bis 30. Tausend

Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H.
Berlin

PRINTED IN GERMANY

280531
JUL 16 1924

F08351
.OM6

Inhalt

Seite

Ausreise 8
Der „Duc de Valembourg" und seine Leute . . . 14
An der Düna 25
Fahrten im Land 34
Reiter im Graben 44
Der Sonderauftrag 57
Letzter Ritt 73
Vom Landser 84
Waldgefecht 100
Reitertampf 111
Der Generalfeldmarschall 125

In diesem gewaltigsten Kriege, den wir je durchkämpft, sind alle deutschen Stämme durcheinandergeschüttelt. So stehen auch Sachsen allerorten. Nun tut es jedem wohl da draußen, zu wissen, man kümmert sich um ihn. Darum sollte nach den an der ganzen Front verstreuten Sachsen einmal gesehen und denen zu Haus etwas von ihnen erzählt werden: beiden, den Kämpfern wie jenen daheim, ein Band. Aus Gründen des Dienstes, der Kameradschaft wie der Notwendigkeit, die Leute in der Kampffront selbst aufzusuchen, schien hierzu ein Soldat erwünscht, und zwar einer, von dem man annehmen durfte, er könne auch die Feder führen. So wurde ein alter Offizier aus dem Westen gerufen, wo er durch die Gnade eines hohen Herrn den Krieg in Stab wie Front hatte erleben dürfen.

Unter Zustimmung Seiner Majestät des Königs von Sachsen erhielt Rittmeister Georg Freiherr von Ompteda, zur Verfügung des Königlich Sächsischen Kriegsministeriums, den Befehl, sächsische Truppen in Ost und West in der Front zu besuchen.

Ausreiſe

Winter in Rußland! Steigt nicht ſchon allein bei dem Klang etwas auf wie endloſe Schneebreiten, blinkendes Eis, Kälte durch Mark und Bein? Eine fremde Welt jenſeits des Hoheitzeichens, das jetzt aus dem roten Winternebel taucht! Hier iſt noch Oſtpreußen, drüben Littauen, die gleiche Luft, die gleiche Erde, Zufälle der Grenze nur, und dennoch anders: Rußland! Wenige Werſt . . . mit dem einen Wort ſchon iſt es da, das uns Weſensfremde, das Aſiatiſche, das man abwehren, abſchütteln möchte, und man faßt plötzlich Hebbels Worte aus den Nibelungen in ihrer Tiefe: „Mir deucht, ich hätt' hier nicht geboren werden können und ſoll hier leben!“

Ein mattes Grabtuch lag über dem Land, ſoweit bei dem trüben Winterlicht das Auge reichte. Hatten bisher ſchon die ewiggleichen Schatten ruſſiſcher Gefangener am Wege geſtanden, gleich Lemuren in ihren braungelben Mänteln, ſo ſchienen ſie nun, Sinnbild von ihres Landes Endloſigkeit, zu ganzen Armeen anzuſchwellen, gefangen, um die grauſigen Straßen ihrer verwahrloſten Heimat zu ſäubern. Menſchenmaſſen, wertlos der einzelne, nur eine Zahl, eine Arbeitskraft, wie einſt jene Sklavenmengen, die im heißen Pharaonenland die Pyramiden getürmt. Zu einem Gefangenenlager verdichteten ſie ſich jetzt, das bei lila Bogenlampenſchein vorüberglitt. Baracken dämmerten, ein weißer, ſchneegeſtampfter Platz, darauf Ruſſen, Ruſſen, Ruſſen, bewacht von bärtigem deutſchen Landſturm.

Frühzeitige Winternacht war bereits hereingebrochen, doch bei dem aufhellenden Schnee aller Weiten rundum erkannte man die veränderte Geſtalt der Häuſer: Holzwände und Vorbauten, dieſe kleinen Vorbauten, bisweilen an den Enden der Schauſeite gedoppelt, wohl um Kälte wie Hitze den Zugang zu wehren.

Wald drohte finſter zu den Seiten. Schneeflächen leuchteten. Immer wieder huſchten kleine Tempel vorüber mit fäulengetragenem Dach. Der Tag hatte ſie wohl in brennendem Rot gemalt. Irgendwo in einer Senkung ſchlief ein armſeliges Holzhüttendorf, daraus trübe einſamer Lichtſchein fiel. Am Himmel ſtanden Gewitterwolken, durch die ein früher Mond ſchimmerte auf die littauiſche Ebene, voll öder Wintertrauer, wie ſie nur über dem weiten ruſſiſchen Reiche ſo lange liegt. Alles ſchien gebannter Märchen voll: in den Ortſchaften, durch die der Kraftwagen glitt, tief vermummte Geſtalten in hellen, ſeltenverkehrten Pelzen, die Lammfellmützen über den Ohren. Frauen und Mädchen, den Kopf mit Tüchern wie im Orient verhüllt. Waren es junge Schöne? Verbargen trauernde Alte ihr Angeſicht? Vorbei! Das weite Schneeland dehnte ſich wieder um den eilenden Wagen. Die todeinſame Straße lief gerade, ewig gerade in die nächtliche ruſſiſche Winteröde hinaus. Die ſtrenge Kälte der ſinkenden Nacht ſchoß dem Wagen als eiſiger Luftzug entgegen, und hinter den vom prickelnden Schneewind ſchmerzenden Lidern ſtiegen Traumbilder auf: Franzöſiſche Parke mit Gartenherrlichkeit und Waſſerkunſt, ſeltenen Gewächſen, vierreihigen Rieſenulmenreihen, von ewigem Weſtwind ſchiefgeweht. Dazu die alte Geſittung einer freundlicheren Himmelsbreite: zierliche Goldmöbel, Tapiſſerien, Statuen und Bilder. Und beim regelmäßigen Gang des Motors war es, als ſchlüge immer im Takt, ganz läſſig und ganz regelmäßig, eine Granate ein, mit Erdſäule, Blitz und Donner. Aber fern im Wirtſchaftshof, daß die roten Ziegel dampften, fern im Park . . . irgendwo . . . irgendwo . . .

Das Land begann hügelig zu werden. Am Wege dämmerten Steinhaufen von abenteuerlichen Abmeſſungen, Holzlager, um Knüppeldämme zu legen: alles für Wegebauten vorgeſehen. Hier und da ſtand ernſt ein Kreuz im Felde, und die Überbleibſel verſchneiter, zerfallener Schützengräben zogen ge-

zackt hinaus. Lichter blinkten, schlossen blinzelnd die Augen, lachten hell. Schatten huschten abermals hin: gefangene Russen, die von der Arbeit zurückkehrten. Dann ging es vorüber an verbrannten Häusern, die das Soldatenauge nun seit Jahr und Tag empfindet, als gehörten sie unweigerlich dazu, etwa wie ein Friedhof neben die Kirche. Der Wagen hielt vor einem hellgebliebenen Gebäude: dem Offiziersheim zur Unterkunft für von der Front kommende oder zur Front gehende Offiziere. Behagliche Wärme durchströmte den Raum aus einer im ersten Augenblick unsichtbaren Quelle: einem Riesenofen, in den Winkel dreier Zimmer eingebaut. Eine Bettstelle mit wilder, sehr abscheulicher Prunkschnitzerei lud bei kahler Matratze zum Schlafsack förmlich ein. Schwarzlackiert zeigte ein Armsessel russischen Geschmack.

Der dem Besitzer solcher Herrlichkeiten zugeteilte Leutnant Graf H., im Friedenstand sächsischer Fideikommißherr, ein großer, schlanker Ulan, überbrachte eine Einladung des Führers der Njemen-Armee, und wenige Minuten darauf war der Schauplatz verändert: Speisezimmer im Schloß.

Ein alter Reitersmann, der im Kameradenkreise oft genug mitgelacht über jene Art Berichterstattung mancher Herren, von Heerführerliebenswürdigkeit zu Tisch gezogen, die an der Front spöttisch „Ich und Hindenburg“ genannt wird, möchte weder erzählen, was gegessen noch was gesprochen wurde. Eins aber darf wohl gesagt sein, daß wir es dem General von Below nicht vergessen wollen, daß er der Ausführende der Masurenschlacht gewesen ist. Bleibe dessen eingedenk, deutsches Volk!

An der Wand hing ein Bild des Großen Friedrich, wie denn hier, im Gegensatz zum Westen, fast nirgends vorgefunden, sondern zusammengetragen und mitgebracht wird, will man überhaupt wohnen können. Über dem Bett im Offiziersheim dagegen trauerte der Prophet Jeremias. Auch unter ihm ruhte es sich sanft die erste Nacht auf russischer Erde.

Am andern Morgen zeigte ein Gang durch die Stadt das Kennzeichnende solcher Orte, bei denen man oft nicht weiß, ist all der Jammer Kriegsbeschädigung oder Verwahrlosung. Ausgebrannte Häuserzeilen, darin fast allein (bis auf zerplatzte Kacheln) die Öfen der von den Russen beim Abzug gelegten Glut

des Feuers widerſtanden hatten, waren von Juden belebt, mit jener unbegründeten Barbierhöflichkeit, die jahrhundertelangem Bedrücktſein oder Furcht vor dem Sieger entſpringt. An den Straßenecken warteten vermummte littauiſche Weiber frierend auf irgendein ungewiſſes Schickſal. In der römiſch-katholiſchen Kirche kauerten ſie, Gebete murmelnd, auf dem kalten Steinboden, ein Gemiſch von Schmutz, Jammer, Klappern, Langweile, ſchwer zu deuten, ob Ergebnis der Natur oder von Kriegselend, vielleicht gar die Querſumme von beiden.

Die Kirche, ein weißgetünchter einfacher Bau, nicht ohne Reiz, mit Holzumgang unter einem Gurtengewölbe und eigentümlicher Muſchelverzierung über der Tür zur Sakriſtei, zeigte keinen ruſſiſchen Einfluß, es ſei denn ein paar zu flachgehaltene vergoldete Heilige. Die dachloſen Beichtſtühle erſchienen einem Auge, das die reichgeſchnitzten, myſtiſch dunkeln „Häuſer im Gotteshaus“ Flanderns und Frankreichs gewohnt war, erſtaunlich mit ihrer nüchternen Offenheit, darin der Büßerin: „C'est ma faute, c'est ma faute, c'est ma très grande faute“ (die franzöſiſche Bußformel), unbarmherzig vor aller Augen ſchier zu ſchwer werden müßte.

Erſtaunlich bleibt dieſes: wie alle Kirchen hier ſteht dieſe auf weit ausſchauender Stelle, iſt daher der Beobachtung verdächtig und natürlich auch von Artillerie beſchoſſen worden. Aber kaum mit Erfolg: Granattrichter rundum zeugen von vergeblichen Mühen. Um ſo gründlichere Arbeit haben die Ruſſen beim Tempel auf der anderen Seite des Platzes geleiſtet: dem Judeneigentum wie dem deutſchen Beſitz iſt hier das gemeinſam: ſoweit der Ruſſe noch irgend Zeit hatte, fiel er über beide her. War noch länger Friſt, ſo wurde auch wohl manchmal ein Griff in die Habe „echt ruſſiſcher Leute“ getan.

Als dürfe keine Seite ruſſiſchen Lebens an dieſem erſten Tage fehlen, war auf dem Hauptplatz Wochenmarkt. In Reihen ſtanden die Schlitten und Wagen der littauiſchen Bauern, armſelig, nie gereinigt, davor kleine, ungeputzte, ſtruppige Pferde mit unverkennbarer Eſelsverwandtſchaft, den Kopf unter dem ſeltſamen Holzbügel, die Gabeldeichſel krönend und bindend. Der nie gekämmten, unraſierten Männer, der verſchliſſenen, vermummten Weiber Getue und Gewand ſchien laut zu künden:

„Dreck hält warm!“ Schmierige Butter, Wurſt, gedörrtes oder gefrorenes Fleiſch boten ſie feil: Armſeliger armſelige Armſeligkeiten.

Bei ſolchem Anblick war es, als ſtiege vor erſchreckten Sinnen ſehnſüchtig das ferne Deutſchland auf: Blitzblank an Kleid und Ehre. Liebe, herrliche Heimat!

Auch auf der ſchnurgraden Straße nach Mitau, dem der Kraftwagen bald eilend zuflog, kamen Erinnerungen an Daheim: neben Zügen dahinrollender Laſtautos, neben endloſen Reihen kleiner Schlitten, geführt von Feldgrauen — lieber Gott der Deutſchen, wo kommen ſie nur alle her? — tauchten Einkehrgaſthäuſer am Wege auf wie etwa an der alten deutſchen Brennerſtraße.. Windmühlen grüßten, als öffne Friesland ſeine weiten, vom Seehauch überbrauſten Flächen. Ja, bald gewann ſogar die Landſchaft deutſchen Anſtrich, nicht anders als etwa in Oſtpreußen. Und ruſſiſcher Vandalismus zeigt hier Schritt um Schritt, wo etwas deutſch iſt: die Landgüter der Deutſchen liegen in Trümmern. So, dicht an der Straße, das ſchöne Schloß Ellei des Grafen Medem. Bis nach Mitau hinein ſetzt ſich die Zerſtörung fort. Deutſch iſt es hier, Deutſch wird geſprochen. Auf der Palaisſtraße grüßt von einem Hauſe der Name der Stifterin: v. Bismarck.

„Wanderer, hemme den Schritt. Du ſtehſt auf . . . deutſchem Boden!“

Wer hier zum erſtenmal weilt, fühlt ſich wie von einem Hauch der Heimat umweht. Die Feldgrauen aus allen deutſchen Gauen, denen Mitau, die deutſche Stadt, Hinterland iſt, wo man nach all den Märſchen durch Polen und Litauen wieder Deutſch als Mutterſprache redet, ſagen es wie ein ſtilles, ſicheres Glück: Deutſch!

In der Tat: Hier ſtehen wir auf uraltem deutſchen Ordensboden, iſt doch dieſes Land erſt vor nicht ſehr viel länger als einem Jahrhundert ruſſiſch geworden. Und wie treu hat ſich hier deutſches Blut, deutſche Geſittung und Geſinnung gegen das Slawentum gewehrt. Hier iſt alles ruſſiſch Erſcheinende nur eine Tünche, darunter in Wirklichkeit überall deutſches Weſen liegt. Noch ſind die Eindrücke zu neu, zu verwirrend, ſie müſſen ſich erſt ordnen in Hirn und Herzen, dann ſteigt einmal das deutſche

Kurland feſt umriſſen, nicht als ein dunkler Begriff, nein ein Land im Lande empor.

Zum zweitenmal neigte ſich die Sonne auf ruſſiſcher Erde, aber es war doch wie in der Heimat, wenn auch einer noch nicht ganz vertrauten, einer, die erſt allmählich erkannt werden muß, wie man einer Frau, die man ſein Eigen nennen möchte, nicht gleich ſtürmiſch um den Hals fällt, ſondern ſie erſt ſtill betrachtet und belauſcht, ihren Herzſchlag zu vernehmen, um dann eines Tages ihre kleine Hand in der großen deutſchen zu halten zum Bunde, der nicht mehr endet.

An dieſem Abend auch klang nach langem, friedlichem Schweigen zum erſtenmal wieder dumpf in der Ferne ein Rollen: Kanonendonner, vom weiten Riga her, von der fernen Düna, von der Front. Ein Gruß jener draußen in den endloſen Stellungen von Meer faſt wieder zum Meer, denen dieſe ruſſiſche Winterreiſe galt.

Morgen ſollte der Weg hinausführen.

Der „Duc de Valembourg“ und seine Leute

Es ist ein wunderbares Waldland, ein Staatsforst, nicht von unredlicher russischer Wirtschaft betrieben, nein, gut durchforstet, darin Sachsen stehen. Bis ans Meer halten sie die Nordwacht, die aus der Lommatzscher Pflege, die vom Erzgebirgskamm, „Siaker“ aus der Lausitz, wie Pleiße- und Elbstadtkinder. „Mir Sachsen sein ieberall“ sagte mal einer, nun schon vor Jahr und Tag, bei Château-Salins, der sich bei braven Bayern angebiedert hatte, weil er bei der „ewigen Schießerei seinen sächsischen Truppenteil nich herausheeren könne.“ Und wieder einer meinte in Zeebrügge auf dem U-Boot: „Fufzg m unterm Seespiegel kann man bei dem Schkandal von Maschinen in son kleenen Kahn nich heeren, ob eener aus Klotzsche is oder aus Harvestehude!“

Und dieses wunderbare Waldland, wo die heute wimmelten, schanzten, gruben, fällten, bauten, hatte noch das herrlichste Winterkleid angetan. Im Rauhreif standen da unwahrscheinlichste Baumgebilde bepudert und bestäubt in glitzernder Pracht. Baumriesen ragten in Bataillonen und Regimentern mit leuchtenden roten Stämmen. Arbeit machten gerade sie genug, denn aus ihnen wurden Blockhäuser gebaut und Unterstände, Brustwehren mußten sie halten, Decken schützen gegen etwa einschlagende Russengrüße, zum Heizen und Kochen waren sie da, hieß doch in diesem Waldlande Holz die Losung. Dem russischen Staate soll es jährlich 5—6 Millionen eingebracht haben, trotz beschränkter Abfuhr, wo Eisenbahnen und Wege fehlen und in dem dünnbevölkerten Lande oft die Arbeitskräfte dazu. Ein

Tharandter Forſtmann meinte, es müſſe leicht ſein, ohne Raubbau den Ertrag zu verdreifachen.

Das Frontbild iſt hier ganz eigen, fehlt doch gegenüber die feindliche Linie, wie man ſie in ſolchen Stellungen drüben in mehr oder weniger großer Entfernung zu ſehen gewohnt iſt. Vorwärts zum Feinde liegt nämlich ein Sumpfwald zwiſchen einem halben und einem ganzen Dutzend Kilometer Tiefe, der, wenn nicht Kanonen mit unendlicher Mühe, und Gefahr ſteckenzubleiben und überrumpelt zu werden, hineingebracht würden, für gewöhnlich der Reichweite der Feldartillerie entzogen iſt. So gewinnt der Krieg hier eigene Geſtalt: die Gegner berühren ſich faſt nur durch Patrouillen, wenn ſtark: „Jagdkommandos“ genannt, die in dem Sumpfwalde vorpirſchen wie in amerikaniſchem Urwald. Hier wachen Indianerinſtinkte auf, Waldläufergeiſt und Trapperweſen: Erkundung, Abſchuß, Kampf Mann gegen Mann. Manch Bravem hat es ein buntes Band eingebracht, mehr aber noch: die Hochachtung der Kameraden, das ſtolzeſte Gefühl für einen Deutſchen: ſeine Pflicht getan zu haben für ſein Vaterland.

Stumm ſteht man da im erſten Augenblick vor dieſem eigenen Bilde: dem geheimnisvoll ſchweigenden, verwunſchenen Walde da vorn, der allerlei fremde Welten emporzaubert: indiſche Dſchungeln, korſiſche Makis, orchideenbehangene Wälder am Amazonenſtrom. Die Drahthinderniſſe ſind weit hinausgeſchoben, dahinter liegen die Gräben mit ſtark ausgebauten Stützpunkten, auf deren Verſtärkung und Verbeſſerung die Leute unausgeſetzt bedacht ſind.

Um freies Schußfeld zu erlangen, iſt ein breiter Streifen Wald gefällt. Das gibt Bauholz, bisweilen auch Verhack und Verhau. Ein Bachlauf iſt nicht nur ein böſes natürliches Hindernis, ſondern weiſt in ſeinen Windungen auch reizende Landſchaftsbilder auf, die zur ernſten Pracht des Waldes noch das Winteridyll fügen. Hinter der Front, gleichſam eigens zur Unterkunft hingeſtellt, liegen, wie aus des ſeligen Lederſtrumpfs Zeiten, Blockhäuſer, die einſt lettiſchen oder auch deutſchen Bauern gehört haben. Nur aus Büchern, die man findet, iſt darauf zu ſchließen. Dort ſpielt ſich das Waldläuferleben ſäch-

ſiſcher Feldtrapper ab. Wie Robinſon Cruſoe, deſſen Geſchichte man als Kind verſchlang, alles ſelbſt verfertigen mußte, ſo wurden auch hier Bänke und Tiſche genagelt, Bettſtellen gezimmert, Matratzen genäht, geſtopft, Decken aus Stoffvorräten geſchnitten. In Nebenräume, in Ställe wurden Öfen eingebaut voll ſeltſamer Kriegserfindung: die Kochgeſchirre nicht allein zum Kochen, nein, auch als Waſſerſchiff zu verwenden. Ein Ungewohntes fand ich hier vor: in den Küchen iſt, dicht am Herd, der Brunnen. Der es zeigte, ſagte: „Wenn ich nach Haus mache . . . ich habe mir ſowieſo ee Häuſl baun wollen . . . dann bau ich mir's auch gleich ieber der Pumpe. Uſſ Reiſen muß man lernen!“

Reiſe nannte er den Krieg!

Es waren prächtige Geſtalten unter dieſen Reiſenden: wettergebräunte, ſtarke Leute mit jener Sicherheit, wie ſie der Krieg ſeinen Jüngern verleiht, jenem tiefen Ausdruck, der zu ſagen ſcheint: „Was ſoll mir noch mehr geſchehen, mir iſt ſchon alles widerfahren, was vorkommen kann!“

Sie ſind nicht immer hier in dem Sumpfwalde geweſen, der ihnen wie eine Ruheſtellung nun faſt erſcheint. Beim Vormarſch ging es anders zu, und an der Düna, von wo ſie kaum gekommen waren, war's „kee Oſtereierſuchen“, wie der „Duc de Valembourg“ ſich auszudrücken geruhte. „Geruhte“, ja, ſo muß man bei einem Herzoge wohl ſagen. Bei einem Herzoge! und einem franzöſiſchen noch dazu? Gott, das iſt eine krauſe Geſchichte mit dem Herzog! Aber was ſteht eigentlich auf unſerer Erde wirklich feſt? Und wie wäre es, wenn in dem ſchweren Ernſt dieſes gewaltigen Krieges auch einmal Scherz und Kurzweil zu unterdrücktem Rechte kämen?

Mit ſeiner ewig gleichen, ſicheren, frohen Laune hat der „Duc de Valembourg“ oft genug ſeine Leute emporgeriſſen, in Augenblicken, wo es nichts zu lachen gab.

Daß wir ihn nur gleich recht kennen lernen, den „Duc de Valembourg“: Im Grunde kein anderer als Major v. S., einer jener alten Offiziere — Gott erhalte ſie für alle Zeiten unſerem Vaterlande — die „vor grauen Jahren“ (ſo wäre ja wohl ſein Stil) einmal des Königs Rock ausgezogen haben, am Tage

der Mobilmachung aber wieder daſtanden, als hätten ſie geſtern noch kommandiert, und ſprachen: „Iſt Verwendung für mich? Sonſt . . . Kriegsfreiwilliger!“ Der „Duc“ iſt nur „beurlaubt“ geweſen — ſo behauptete er wenigſtens — das Dutzend und mehr Jahre, die er das Bürgerkleid angezogen. Warum einſt? Vielleicht weil im Herzen eines alten Soldaten, der nur immer Dienſt und Dienſt gekannt, jäh der Gedanke aufgeſtiegen iſt: Ehe ich ins Gras beiße, will ich auch einmal die Schönheit dieſer Welt ſehen. Vielleicht auch hat ihn eine Krankheit niedergeworfen, längſt überwunden nun, oder wegen eines, der über ihm ſtand (iſt nämlich dunnemals mit nichten Herzog geweſen, wie denn einer Feldmarſchall auch erſt im Felde wird), mag ihm etwa eine Laus über die Leber gelaufen ſein, und er hat geſagt: „Kinder . . . ſoll ich mich ärgern laſſen . . . ich mache Platz . . . wenn das Vaterland mich braucht, bin ich wieder da!“ Wer ſoll wiſſen, was auf dieſer Erde in Seelen alles vor ſich geht! Hartem Menſchenſchickſal unterliegt der Soldat wie jeder andere, nur daß er es gebändigter nimmt.

Da ſteht er, der „Duc de Valembourg“, kein Jüngling mehr, aber der Krieg hat ihn wieder friſch und fröhlich gemacht, und ſtellt mit unnachahmlicher Gebärde einen jungen Offizier vor: „Mein Flügeladjutant“. Mit dem gleichen Stolz ſpricht er auch von ſeinen „Kerlen“, ihrem Wert wie ſeiner Stellung entſprechend, nie anders als von der „Kuriſchen Garde“. Wenn er aber von ihnen redet, ſchimmern ſeine Augen feucht. Er ſagt, der ſchönſte Augenblick ſeines Lebens ſei geweſen, als er einmal eine Anzahl Auszeichnungen erhalten habe, ſie unter die Tapferſten und Würdigſten ſeiner Leute zu verteilen. Ihm ſei ein Glückſchauer über den Leib gelaufen, wie ſeine Garde die erſten Hundert Ruſſen gefangen genommen habe, ſozuſagen als heimlicher König, zu einem ſagen zu dürfen, der ein Maſchinengewehr genommen hatte: „Machen Sie den zweiten Knopf auf, unſer König dankt Ihnen!“ Einer mit zwei Schuß im Leibe habe ſich geweigert, ſich verbinden zu laſſen, mit den Worten: „Erſcht müſſen die Ruſſen aus 'n Dorfe naus ſein!“ Auf des Arztes Mahnung: „Dann kriegen Sie noch 'n dritten Schuß!“, habe er geantwortet: „Das is nu ee Aufwaſch!“ Für den Aufwaſch mußte auch er den zweiten Knopf aufmachen.

Aber die anderen von der „Kuriſchen Garde“ ſtehen den beiden nicht nach. Beim Vormarſch hat einer trotz 39 Grad Fieber es als Kränkung empfunden, zurückbleiben zu ſollen, bis er liegenblieb, weil ihn eine Kugel niedergeſtreckt. Leute hat es gegeben, als galt es den Gegner totzumarſchieren, die nicht ein Millimeter Fleiſch mehr unter der Sohle hatten. Der Duc erzählte es, wieder glänzten ſeine Augen, und die Rührung zu verbergen, ſcherzte er: „Ich hatte es ja beſſer auf meinem hiſtoriſchen Schimmel. Hiſtoriſch, jawohl, denn wenn einmal in tauſend Jahren in Kurland die baltiſchen Barone dem Duc de Valembourg das Denkmal ſetzen werden, ſo ſollen ſie nur ja nicht vergeſſen, daß es ein Schimmel geweſen iſt. Ich kann hiſtoriſche Irrtümer nicht leiden!“

Man muß den Duc nur ſelbſt ſprechen hören, wie er auf dem Wege zu einer ſeiner Kompagnien, die an bevorzugter, das heißt beſonders brenzliger Stelle ſteht, berichtet:

„Als wir den Befehl bekamen: Nach Rußland, denke ich doch natürlich, nu geht's mindeſtens gleich bis zum Ural. Ich frage: „Wie weit iſt denn der erſte Marſch?“ — „Zwei Kilometer bis Ruſſiſch K.“ „Ich hatte natürlich erwartet, ſobald die Kuriſche Garde die Grenze überſchritte, würde der Gouverneur von Kurland, wenn auch gefangen, zum Empfange da ſein, mindeſtens aber weißgewaſchene Jungfrauen an umkränzter Ehrenpforte. Und was erſcheint? Ein Gefreiter, der fragt: „Sind Sie das Bataillon M.?“ Ich antwortete entrüſtet. Das heißt, ich habe es ruhig, aber entſchieden verneint. Er, der Gefreite, ſagte ſehr gnädig, dann ſollten wir ſehen, wie wir unterkämen. Als meine Leute untergebracht waren, habe ich mir ſelbſt ein Quartier geſucht bei einem Brennereibeſitzer. Vermögend, dazu wird man ja in Rußland Brennereibeſitzer. Ich bezog das gemeinſchaftliche Ehegemach und ſah über dem Bett die Photo einer ſinnverwirrend ſchönen Dame, den Zopf über dem Buſen, das heißt auf dem Bilde. Nun habe ich immer Sinn für ſchöne Frauen gehabt. Ich betrachte alſo ſo richtig traumverloren den Zopf über dem Buſen, das heißt auf dem Bilde, und frage mich, iſt ihr Haar nun weizenblond, iſt es kaſtanienbraun oder gar wie ein Rabenfittich? Schon war ich zum Rabenfittich entſchloſſen, als der

Stabsarzt, heute natürlich mein Leibarzt, hinter mir ſteht. Ich frage: „Hat ſie nicht herrlich blauſchwarzes Haar?“ Mein Leibarzt aber, ee unerbittlicher Forſcher, meint: „Vielleicht in jüngeren Jahren, ich habe nämlich nebenan etwas gefunden, das ſie offenbar bei der eiligen Flucht zurückgelaſſen hat: ihr ausgekämmtes Haar. Es iſt grau!“ In Rußland iſt eben alles nicht, wie es ſein ſollte! Na, wir wurden bald entſchädigt: Am 25. Mai, am Geburtstage des Königs, kamen wir bei P. ans Meer. Meine Sachſen . . . ich meine die Kuriſche Garde am Meer! Bitte! Wie der ſelige Xenophon: Thalatta. Das haben ſie nun zwar nicht gerufen, denn ſie ſprechen Säch'ſch und kee Griech'ſch, aber am Abend gab es Libauer dünnes Bier . . . am Meer. Die Königsgeburtstagsfeier hat keiner vergeſſen. Ich ſtand mit meiner Ordonnanz am Meer und ſagte: „Haben Sie ſchon mal 's Meer geſehen? Nee. Na, alſo, nu denken Sie, heute am 25. ſtehen wir am Meer, und es gibt Libauer dünnes Bier! Monſieur Schneedeèr. . . . Sie wundern ſich? Ja, Monſieur Schneedeèr. Der getreue Leiter meines Marſtalls, übrigens aus Großenhain in Sachſen, hieß in Frankreich, wo, nebenbei erzählt, meine Garde, ehe ſie die Kuriſche war, ooch mal focht, nie anders als Monſieur Schneedeèr. So nannte nämlich den Leibbereiter und Stallmeiſter Schneider aus Großenhain unſere Quartierwirtin Madame Bonnieux. Wir lagen nie bei gewöhnlichen Leuten im Quartier. Nie! Madame Bonnieux war nämlich keene andere als die Tochter des großen Malers Millet, von dem, neulich erſt las ich's, ein Bild für 1 400 000 Mark verkauft wurde. Davon hatte ſie natürlich niſcht. Sie war die Frau eines armen Landarztes. Aber etwas anderes hatte ſie geerbt: ſie beſaß künſtleriſches Blut! Sie ſang. Zu Weihnachten bekam Monſieur Schneedeèr Liebesgaben. Er iſt nämlich Mitglied eines Geſangvereins. Da hatten die daheim gebliebenen Sänger ihrem Heldenmitglied allerlei geſchickt. Und nun ſangen ſie beim brennenden Tanneboom ‚Stille Nacht', Monſieur Schneedeèr und Madame Bonnieux, die Tochter des großen Millet. Wegen der gewaltigen Stimmittel ſprach übrigens Monſieur Schneedeèr immer ſehr laut. Jeden Morgen ſchrie er nach warmem Waſſer: „Teloſchott Mattamm!“ (De l'eau

chaude, Madame!) Madame Bonnieux verſtand, ſagte aber artig: ‚Mais il faut toujours ajouter: s'il vous plaît, Madame. Du reste ne criez pas tant, Monsieur Schneedeèr!' (Sie müſſen aber immer „Bitte Madame“ hinzufügen. Übrigens, ſchreien Sie nicht ſo, Monſieur Schneedeèr.) Eigentlich hätte ſie meinen Kammerdiener, damals noch Burſchen, rufen müſſen, aber der hieß Schmidtgen. Das iſt zu niedlich. Schmidtgen? Rufen Sie einmal Monſieur Schmidtjeèn! Nee, da klingt denn doch Monſieur Schneedeèr anders! Dafür iſt mein Kammerdiener ſozuſagen an der Standeserhöhung, die mir dieſer Feldzug gebracht hat, ſchuld. Verwöhnt iſt man ja bekanntlich im Oſten bei uns nich. Man ſchläft auf Stroh, eenen gedeckten Tiſch bekommt man nich zu ſehen. Na, und nu denken Sie ſich, wir liegen in einem Örtchen, das nur auf den allergenaueſten Karten zu finden iſt: Walenburgen. Nichts zu eſſen und dazu Gäſte: preußiſche Kameraden, die noch weniger an dem Tage hatten. Ich rufe alſo nicht „Monſieur Schneedeèr!“, nein, ganz ſüß: „Schmidt . . ch . . en!“ und ſage: „Heute heeßt's die Ehre Sachſens retten!“ Der meint: „Mir ham ja niſcht, Herr Major!“ Ich aber blicke ihn finſter an . . . ich kann nämlich ooch finſter blicken . . . und wie wir uns ſetzen, liegt auf dem Tiſch zum erſtenmal im Kriege weiße Wäſche (übrigens ältere jüdiſche Bettwäſche, aber vielleicht von einem jener Mädelchen, die wir ſo oft getroffen hatten, ſo 14 bis 16, mit naſſen blaſſen Wangen, rehbraunen, mandelförmigen, traurigen Augen). Auf einer richtiggehenden Tiſchkarte, darauf Nixchen im baltiſchen Meere ſpielten, ſtand:

Sardines à l'huile	Wodka
Potage aux choux	Krimwein
Milchſchokolade	Abgekochtes Waſſer
Kekes	

Nun ſollte ja Franzöſiſch verbannt werden, aber mein Kammerdiener kannte das eben von unſeren Reiſen in Frankreich nicht anders. Kurz und gut, die Gäſte wurden erſchrocken inne, an weſſen Tiſch ſie eigentlich geſeſſen hatten, und da nun auch der Nachbarort ausgerechnet einen franzöſiſchen Namen trug,

nämlich Mon Asil, so wurde ich denn einstimmig zum „Duc de Valembourg“ ernannt. Denn Walenburgen hätte ja Madame Bonnieux nicht aussprechen können. Und die Kurische Garde, von der füglich ja nur noch die Rede sein konnte, war es wert.“

Durch die Stämme des riesigen wundervollen Forstes schimmerte in der Ferne etwas Helles. Der Herzog verhielt und blickte sich um. Ein herrlich eigenes Landschaftsbild tat sich auf: jenseit einer breiten, schneebestäubten Holzung, einem Maulwurfshügelland mit einzelnen stehengebliebenen Bäumen, lag wieder in seinem geheimnisvollen Zauber der Sumpfwald. Vorn aber wurden nun Drahtverhaue sichtbar, zurück Schützengräben und Erdhöhlen mit gewaltigen Decken an Balken, Erdschüttung und wieder Balken, an Erde und Schnee, wie sie ein an der Front bewandertes Auge nur selten erblickt. Dort wurde gebaut, gehackt, gegraben, gesägt, Stämme behauen und gerichtet.

Der Duc rief einen der Leute, dem aus dem zweiten Knopfloch ein grünweißes Bändchen schimmerte, er solle mal von der Kurischen Garde an der Düna erzählen. Dann schritt er weiter, um durch seine Gegenwart dem Mann die Unbefangenheit nicht zu nehmen. Es schien aber kaum nötig, denn der fing sofort an, mundartlich gefärbt, daher bildkräftig genug:

„Mir lagen damals an der Düna, 120 bis 150 Meter is se dort breit. Graugelb fließt se dahin so wie die Elbe bei Dresden. Das russische Ufer is höher. Mir lagen in Häusern, 's war aber nischt mehr davon da. Nur noch 's Siechenhaus mit lauter alten Weiblein. Die Russen hatten e kurioses Glick, egal Siechenweiber abzuschießen. Da sagt unser Herr Major, der so richtig e Herz hat, das ginge doch nich, daß die Russen alle ihre alten Weiber abschießen, man mißte ihnen doch e paar wenigstens lassen. Nu wachsen die ja zwar nach, aber scheen war's doch von Herrn Major, und was befohlen is, wird eben gemacht. Also ran. War das e Gewärje und e Gefiepse! Man faßt se nich gern an, die Weibsbilder, noch dazu, wenn se so verlaust sein, daß man die Viecher richt'g Kompagnieschule machen sieht. Mir haben gesagt: „Ihr kommt retour. Ihr macht nur ne Sonntagsfuhre!“ Auf 'ner Liniendroschke,

wie ſie hier die Jagdwagen närriſch nennen tun, rumgondeln, da warn ſie gleich dabei! Das gloob ich! Wie wir Männer nu unter uns waren, in dem verfluchten Neſt, eene Kompagnie nur, aber Sachſen, fing bei die Ruſſen e kolloſſaler Betrieb an. Was die da fier Dinger formiert ham! Strohpuppen, richt'g verkleidet als Dragoner, ham ſe da an Stricken Kahn fahren laſſen, als ob die was davon gehabt hätten, und dann ham ſe ſich diebiſch gefreit, wenn wir's nich ſein weiſe geworn, und ham druff geſchoſſen. Aber eemal bei 14 Grad Kälte, denn 's wird bisweilen ganz hibſch kalt in der Gegend, daß man werklich nich weeß, fiehlt man 'n Abzug, oder is ſchon der Druckpunkt, in 'ner Nacht ſo finſter, daß man kee Korn nich mehr ſehen tut. Alſo da ſein ſie uf Kähnen riebergemacht: zwei Offiziere, acht Unteroffiziere und Sticker dreißig Mann. Sibirſche Schitzenbrieder. Verhaun ham ſe gemacht. Handgranaten ham ſe geſchmiſſen. Mir aber ooch nich dumm, ham ſe ganz boomeele (ſachte) rankommen laſſen, dann aber los. Zwei hab'ch erwiſcht, darunter 'n Regimentsſchreiber, daß der Adjutant drieben wird wohl ham ſein Kitt derweilen alleene machen miſſen!"

„Und die andern?"

„Die ham nich mehr meff geſagt. Alle hin und fein im Kahn gleich der Düna runter ins Jenſeits gemacht. Ich hab mal 'ne Abbildung geſehn, wie bei die Griechen der mit'n langen Bart gerudert hat. E Baron is's geweſen . . . ."

„Charon!"

„Nee, nee, e Baron, Herr Rittmeiſter!"

Der „Duc de Valembourg" winkte. An den Stellungen ging es hin, wo unlängſt erſt die Kuriſche Garde einen ruſſiſchen Angriff abgewieſen hatte, daß jenes ganze Schneefeld da vorn erdbraun geworden war von ruſſiſchen Mänteln, als ſei plötzlich Tauwetter eingetreten. Hell ſchimmerte es durch die ſchönen roten Kiefern, und mit einem Mal tat ſich der weite, unbewegte Spiegel der Oſtſee vor erſtaunten Augen auf. Das Meer! Bis an das ſteil abfallende Ufer wuchs der ſtolze Hochwald. Lange, gleich einem Wunder, weilten die Blicke auf der in nebligem Winterduft ruhenden Flut, die nur hier und da weit

draußen, von irgendeinem rätselhaften Licht getroffen, spiegelnd aufzuckte. Nichts rührte sich hier. Alles lag wie im tiefsten Frieden, nur am Grabenrand stand ein bärtiger Mann mit wettergebräunten Zügen: der deutsche Posten, und blickte hinaus auf Land und See.

Ein leises Zwiegespräch zitterte durch die kalte Winterluft: „Gott zum Gruß, Landsmann! Ihr Name?"

„Haupt, Herr Rittmeister." — „Von Beruf?" — „Bierfahrer." — „Woher?" — „Aus dem Vogtlande, zuletzt in Chemnitz."

„Wissen Sie auch, wo Sie hier stehen? Wir halten die eiserne Wacht von der Nordsee bis an den Fuß der Alpen. Im eroberten Serbien. Mit unseren Freunden an den Dardanellen. Und dann wieder über ganze russische Provinzen hinauf bis an die Ostsee. Und der äußerste Punkt der deutschen Linie, der letzte deutsche Posten, sind zu dieser Stunde Sie: Landwehrmann Haupt aus dem Vogtlande, einst Bierfahrer in Chemnitz. Schreiben Sie mal das nach Haus. Grünweiß überall. Schwarzweißrot Sieger auf den ganzen tausend und tausend und tausend Kilometer Fronten. Vergessen Sie in Ihrem Leben nicht, wo Sie für Ihr Vaterland heute standen. Leben Sie wohl, kommen Sie gut und gesund heim nach dem alten lieben Sachsen!"

Der Posten nickte nur immer, die Augen groß, stolz zum Feinde hinausgewandt.

Nach langem Wege durch den Wald, dessen Stämme hier und da unsäglich zersplittert lagen von einer Flottenbeschießung, die aber jäh aufgehört, als unsere Batterien ihnen einen Schornstein, einen Admiral und andere vermeintlich notwendige Gegenstände weggeputzt hatten, schimmerte das herzogliche Hauptquartier durch die Zweige. Hoftafel gab es dort: für alle eine einzige, die letzte Flasche Wein. So leben sie im Osten! Aber sie reichte wie einst bei der Speisung der Tausende in der Heiligen Schrift. Reichte, um das Glas zu erheben auf das, was in jedem deutschen Herzen an der ganzen Front so als Gewißheit lebt, daß keiner länger atmen möchte, wenn es nicht geschähe: den endgültigen, den ganzen Sieg. Dann wird auch die Kurische Garde heimziehen und erzählen, wo sie einst

kämpfte und ſtand: in Eis und Schnee, am äußerſten Punkt der von den Deutſchen beſetzten Erde.

Da winkten ſie Abſchied, der „Duc de Valembourg“ und ſeine Leute: der Flügeladjutant, der ſüße Schmidtgen und Monſieur Schneedeér. Im Hintergrund aber die Garde. Nur der Schimmel fehlte, aber der kommt ja ſpäter einmal aufs Denkmal der baltiſchen Barone.

An der Düna

Nun sollte zum russischen Schnee auch die rechte russische Kälte kommen. Die Fahrt im offenen Kraftwagen an die Düna, wo sächsischer Landsturm die Winterwacht hält, wurde zum Kampf gegen Grade unter Null, wie sie bei uns daheim nur selten die Haut zum Zusammenziehen bringen. Und es war dennoch herrlich, dieses endlose Gleiten durch endlose Schneebreiten einer Landschaft, die, der Front entgegen, ständig an Schönheit wuchs. Der Schnee knirschte. Er hatte jenen Verharrschungsgrad erreicht, der dem Firn des Hochgebirges nahekommt, wo er seine Herkunft vom Wasser nicht mehr offenbart und nicht mehr näßt.

Die Trümmer des von den Russen niedergebrannten Schlosses Groß-Eckau lagen am Wege. Kaum ließen sie die einstige Pracht ahnen, denn das einstürzende Dach hatte alle Stockwerke durchschlagen. Ein riesiger Wasserbehälter war sogar, gleich einem ganz großen Kaliber, durch die gewölbte Decke des Erdgeschosses bis in den Keller gestürzt. Am traurigsten sah die einst kostbare Bücherei aus. Der Besitzer Graf von der Pahlen ist ein Nachkomme jenes Pahlen grausigen Angedenkens, der den Gemahl Katharinas der Zweiten einst mit seiner Offizierschärpe erwürgte. Seinen Zaren ... Gedanken an Serbien steigen ekelnd auf.

Doch ein Waldland von ernster Winterpracht ließ bald alle Erinnerung an menschlicher Leidenschaft fürchterliche Irrgänge vergessen. So stark engten bisweilen die Bäume den Weg ein, daß die gestreiften belasteten Zweige zurückschwuppend ihre Schneelast verschütteten. Dann wieder öffnete sich

eine Lichtung, und eine so reine Schneelandschaft tat sich vor den nun fast bedrängten Blicken auf, wie man sie im deutschen Flachlande wohl kaum, nur etwa in den Alpen sieht. Bald nahm die eisige Fahrt ein Ende: in einem hübschen Landhause, warm und bequem, bot der liebenswürdige Divisionskommandeur nicht allein äußerliche, nein auch innerliche Heizung.

Zum Besuch der Front mußte der Einbruch der Dunkelheit abgewartet werden, als aber dann die glutrote Wintersonne tief hinter der schweigenden Ebene versank, knirschte der dunkelgebliebene Kraftwagen durch den märchentiefen Schneewald, dessen gewaltige, knorrige Kiefern und Fichten aus der mattweiß leuchtenden Bodendecke emporschossen. Bald wurde das Auto mit einem jener dreisitzigen Schlitten vertauscht, mit breiter Kufenunterlage und seitwärts herausragenden Stützen, um das Umkippen zu verhindern, wie man sie aus Tolstois Schilderungen kennt. Der offene Wagenkasten war mit Stroh gefüllt. Es gelang ihm aber ebensowenig, Wärme zu binden, wie den Seitenstreben, das Umkippen zu bannen. Immerhin gab das Landen auf dem beinhart gefrorenen Schnee den Anlaß, den Schlitten ganz zu verlassen, waren doch schon die vordersten Stellungen erreicht.

Das bleiche, volle Nachtgestirn beschien die lange Dünenreihe. Einer erstorbenen Mondkraterlandschaft gleich, lag da, klar in der erbarmungslosen Kälte, die Dünastellung. Aus dem gespenstischen Schnee rundeten sich die Buckel der beschneiten Uferwälle, darin dunkle Einschnitte sich eingefressen zeigten. Wie an der Nordseeküste sind hier in die Dämme der Natur Wohnstätten kämpfender und sich sichernder Menschen eingeschoben. Auf der Höhe hin aber laufen die Gräben, in denen sächsische Landstürmer Ostwacht halten. Und hier hat die Natur selbst das Werk der Verteidigung in ihre gütigen Hände genommen, denn jene Dünen, die sie hier aufgetürmt, sind eine natürliche Wehr den ganzen Flußlauf entlang, der so zum ernsten Hindernis wird, ist doch nicht allein sein 200 bis 300 Meter breiter Lauf tief oder mit trügerischem Eis bedeckt, sondern auch seine Ufer sind steil. Ja die Bodengestaltung ist noch weiter gnädig gesinnt, in einer Weise, die uns zuerst feindlich erscheint, sich aber bald in das Gegenteil verkehrt. Schmelz-

und Tagewässer, aus Wald und Sümpfen südlich dieses Dünaabschnittes über Felder geronnen, müssen sich einen Abfluß bahnen. Darum hat man ihnen an verschiedenen Stellen die Dünenreihe geöffnet und tiefe Einschnitte gemacht, die, bisweilen ungleich an beiden Ufern vorspringend, so eine natürliche Flankenanlage ergeben, von uns gesperrt, benutzt und ausgebaut.

Hier und da liegen auf der Höhe der Dünen und damit vor Überschwemmung gesichert, einzelne Höfe, ein liebes Ziel den Russen, die mit beharrlicher Vorliebe dort hinein die eisernen Eier ihrer Granaten legen.

Die ganze Front entlang standen in der berückend herrlichen Mondnacht die Posten weit in den Gräben hin: brave sächsische Landstürmer, sonst doch meist friedlich an Brücken und Eisenbahnen verteilt, hier aber in ernster, eisiger Wacht an der Düna. Mancher Graubart war darunter, gemächliche Leute, in Friedenszeiten längst über Sturm und Drang hinaus, Familienväter, mit Kinderschar daheim und treusorgender Hausfrau. Ihre Gedanken flogen vielleicht heim nach Sachsen in das trauliche, das reiche oder das bescheidene, aber desto liebere Nest. Doch den Blick hielten sie scharf hinausgerichtet auf das fremde Märchenbild, das sich bezauberten Augen bot, denn drüben lauerte ein unerbittlicher Feind, drüben in fahlen Mondenlichts zauberischer Pracht lag die gefrorene Düna, über deren weiße Eis- und Schneedecke vor wenig Tagen erst die Russen hatten herüberkommen wollen, aber eingebrochen waren und elend ersoffen. Da drüben streckte sich das noch unerreichbare feindliche Land verschwimmend in milchigem Schleier, der über der erstorbenen, schweigenden Mondlandschaft lag. Hier schien das alte Rätsel der Front noch erhöht: daß in diesem geheimnisvollen, beklemmenden, die Seele erschütternden Schweigen in Wirklichkeit nicht alles tot ist, sondern in der Stunde, wo sonst Menschen ruhen, zwei Gegner einander bespähen und hier ein Schrei, ein greller Pfiff Hunderte, Tausende weckt. Und siehe da, die Landschaft begann zu leben, die Nacht war nicht verlassen: Geistern gleich, huschten weiße Gestalten hin, die sich der Schneelandschaft gleichgemacht, wie Tiere Schutzfarbe annehmen. Soldaten feldgrau, erdgelb, khakifarben

werden. Geſtalten waren dabei, Unterſtände zu bauen, die zerſchoſſene Bruſt- und Rückenwehr auszubeſſern, Schnee zu räumen, Abzuggräben zu ſcharren. Sie trugen Bretter, führten Spaten oder Hacke. Gleich Büßern in weiße Mäntel gehüllt, die Kapuze über dem Kopf, verrichteten ſie jene Arbeit, die nur nachts dem Feinde entgeht, denn tagsüber iſt hier wirklich alles tot, kommt keiner, entfernt ſich keiner, es ſei denn, zu Patrouillengang oder Angriff. Unbeweglich ſtanden die Poſten, ſteinerne, eiſige Standbilder, das Geſicht dem Feinde zugekehrt. Wieder entſpann ſich leiſe in der geſpenſtiſchen Mondeshelle ein Geſpräch.

„Wofür haben Sie die Auszeichnung bekommen?“

„Uff Patrullje, Herr Rittmeiſter!“

„Wie war denn das? Erzählen Sie mal!“

„Nu, es war eigentlich niſcht weiter dabei! Wenn ich nu grade davon reden ſoll. . . . Mir bekamen Befehl, vorzumachen und ſehen, wo die Ruſſen nu eigentlich ſein, denn mir waren ihrer ſchon lange nich mehr weiſe geworn. Mir warn ne ganz hibſche Zahl. Immer beſſer zu viel als zu wenig, ſage ich, wenn die Luderſch uff die Kokarde abkommen, denn ſe ſchießen eegal zu hoch, weil ihnen die Knarre merſchtens ſchon losgeht, wenn ſe nur ieberhaupt ans Schießen denken. Das is nämlich bei manchen Menſchen ſo, vor allem bei die Aſiaten. Die Feinde ſollen nämlich aus Sibirien ſein, obwohl der eene, den ich mir habe mitgebracht, ieberhaupt gar kee richt'ger Soldat, wie man das ſo nennt, geweſen iſt. Er war Sie nämlich e ganz kleener Jude aus Lodz und nur momentan grade uff Geſchäftsreiſe, obwohl das ooch e merkwirdiger Momang is, um ne Geſchäftsreiſe zu unternehmen. Aber ſonſt e wiffes Gerlchen is er geweſen, da is nu niſcht zu ſagen. Alſo er wird Soldat uff der Geſchäftsreiſe, was ſeine Mamma ooch nich ſich hätte träumen laſſen derheeme da in Lodz. Das iſt nämlich hochintereſſant, wie die Brieder Soldaten ausheben. Se ham nämlich ſo wie mir die Gulaſchkanone gleich eenen Monturwagen mit bei ſich, Herr Hauptmann“ . . . .

„Rittmeiſter.“

„Alſo Rittmeiſter, Herr Hauptmann. Alſo ſe haben, ſagt

man, gleich 'nen ganzen Wagen voll Uniformen mit ſier alle Fälle. De Ruſſen ſein vorſichtig. Kommen ſe nu in ee Dorf und ſehen was Männliches, gleich wird's eingekleidet, ob's nu Krampfadern hat oder ee Herzklaps, das is eegal. So fillen die ihre Regimenter uff. Das is nu freilich keene Kunſt" . . .

„Aber Sie wollten von der Auszeichnung erzählen, die Sie da tragen" . . . .

„Ja, ſo, richt'g, Herr Haupt . . . meiſter, nu 's war eigentlich niſcht weiter dabei, denn mit die Gefangenen ham mir ieberhaupt manches Ding formiert. Eemal hatten mir ne hibſche Zahl gemacht und wußten, weeß der Hohle, nich wohin mit die Luderſch. Na, da ham mir ſe in ne Kirche geſperrt. In ſo eene mit die vielen goldenen Zwiebeln uffn Dache. So groß ſein ſe, daß man kennte gleich fiers ganze Regiment, i, was ſag ich, gleich für die ganze Armee Zwiebeln ſchneiden fiers Beffſteck. Das eſſen mir nämlich fiers Leben gern. Alſo wo war ich denne . . . ja richtig, alſo mir ham die Brieder eingeſperrt, denn mir ham gemeint, am Ende kennte doch noch eener auspietſchen. Weil aber doch nich eegal eener dabei ſtehn kann, ham mir ſe abgezählt, ſo wie die Hammel. Es ſein ihrer ſo Sticker 126 geweſen. Das konnte man ſich gut merken, nämlich hundert, die rechnet man nich, das ſieht ſich von alleene, aber dann noch ee Viertelhundert und eener mehr. Mei Vater ſelig war immer ſier ſo was, was er ſo Memnontechnik genannt hat. Wie mir ſo mit unſerm Gelumpe fertig ſein, ee richtger Krieger hat immer was zu flicken, bürſchten, nähen, nu und gar unſereener, der ſo ee richt'ger Beſtelfritze is, alſo wie mir fertig ſein und miſſen an'n Weitermarſch denken, laſſen mir die Ruſſen naus, und natierlich geht wieder eener ans Zählen. Orchanitaſion muß ſein, bei die Deitſchen, daß mir ſiegen tun. Nu ham mir gemeint: ee paar von die Kerle wern wohl weggelooffen ſein, na Gott, da fangen mir bald ee paar wieder als Erſatz, aber wer beſchreibt unſern Schreck: nich eener is in Verluſt geraten, im Gegenteil, es ſein ihrer ſogar noch mehr geworden. Mir ham uns alſo richt'g verzählt. Alſo da gibt's nu kee Geſitze nich: mir miſſen ſe nochmals muſtern, wie man ſo ſagt. Aber 's bleibt dabei, 17 ſein's mehr geworden. Was kann da alſo ſein: während mir's Gelumpe ham

durchgesehn, ham sich noch siebzehn rangepirscht, missen durchs Fenster neingemacht sein und ham sich gefangengestellt, nur daß se ja nich etwa kennten totgeschossen wern. Den Heldentod fiers Vaterland ham die Russen nich gerne."

Die Zeit drängte, so blieb es im Dunkel, wie am Ende der letzte Grund dieses Lebens selbst, ob der Erzähler das schwarzweiße Band für einen Spähergang erhalten hatte oder für Haltung im Gefecht.

Sein Bataillonsführer stand lächelnd dabei, die Schneehaube unter der Mütze tief in die eine Gesichtshälfte gezogen, wie einst der einäugige Göttervater der alten Deutschen die Stirnlocke. Dreimal ist dieser Mann verwundet gewesen: Schuß durch den Oberschenkel, durch die Brust, ins Auge. Und der Einäugige steht wieder draußen im Feld, selbstgewiß und doch bescheiden, und erzogen wie ein deutscher Offizier, und sagt selbstverständlich: „Daheim bleibt nur ein feiger Hund, wenn es um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes geht!" Mit dem einen Auge, das ihm der Gott der Schlachten ließ, blickt er zum Feinde hinaus, lächelnd, denn er ist des Endes gewiß, das sich uns gnädig zeigen wird, solange Deutschland solche Männer hat.

All diese Leute, das Haar schon gesprenkelt und angegraut, standen hier unerschütterlich, mit schmunzelnden Humoren, und sagten fest, „so gesund wie noch nie nich derheeme": „Wir bleiben hier bis zum letzten deutschen Siege, und wäre es bis an der Welt Ende."

Ihre Welt endigte in wunderbarer Höhenstellung, mit dem Blick über das Zauberbild tief verschneiter Wälder, die in ihrem Weiß als Bodenstufe aus der Niederung der Wiesen und Sümpfe stiegen. Längs der Düna über den russischen Stellungen ruhten jetzt Schleier und Dünste wie aus Mondenlicht gewoben. Nichts regte sich dort drüben. Kein Schuß, kein Laut. Ein Bild voll unsäglicher Feier, Pracht, ja Schwermut fast, gewiß aber voll einziger Kriegesherrlichkeit.

Wie durch Zauberschlag schien es am nächsten Morgen gewandelt, denn statt des Mondenlichtes silberner Pracht lag goldene Sonne auf dem Schneewalde und mit ihr grausame Kälte. Ja, grausam, denn es war, als solle man fest frieren am Boden und zur Säule werden wie weiland Loths Weib,

wenn man nur einen Augenblick ſtehenblieb, als müſſe der Atem des geſprochenen Wortes in der eiſigen Luft erſtarrend ſchweben bleiben. Draußen ſtapfte eine hohe, ſchlanke Geſtalt durch den Schnee: ein Generalleutnant, den einſt in Friedenszeiten jeder Reitersmann gekannt, der in Hannover hinter den Hunden ritt. Er, längſt ein Sechziger und ſeit Jahren im Rock des Bürgers, geht — im Bilde zu bleiben — „wieder laut“. Der einſtige reine Reiter führte, um dem Vaterland zu dienen, ein Landſturm-Infanterieregiment, heute die Brigade. Friderici regis Worte klingen leiſe im Ohr: „Geiſt und Leib beugen ſich unter ihrer Pflicht. Daß ich lebe, iſt nicht notwendig, wohl aber, daß ich tätig bin.“

Da lugten Häuſer aus dem Märchenſchneewalde, die Ruheſtellung der Landſtürmer: Blockhütten, tief verſchneit, die Fugen der gewaltigen Stämme mit Moos verſtopft, und darin behagliche Wärme. Die Leute, die heute abend ihre Kameraden an der Düna ablöſen würden, ſaßen in ihren Wolljacken auf den Lagern, arbeiteten an ihrem Zeug, ſtanden an Herden, ſelbſt geſetzt, die den Raum brezelnd und dampfend mit köſtlichem Eſſensduſte durchzogen, daß einem das Waſſer im Munde rann.

Draußen im Walde, „unnahbar euren Schritten“, ſtanden ſächſiſche ſchwere Brummer, die, wenn ſie das Maul auftun, wie ein rieſiger Kanonier aus Mügeln ſagte, den Ruſſen „eens in de Freſſe haun, daß ſe acht Tage lang Backzähne ſpucken“. Und haben doch ſüße, harmloſe Namen. Sind ja auch Mädel, ſächſiſche Mädel — leider die einzigen an der Front. (Nämlich wie der aus Mügeln ſagt.) „Käthe“ ſteht freundlich daran. Wie ein gut erzogenes Mädchen drängt ſich die Käthe aber nicht auf.

Sie iſt nicht ſchwatzhaft: „Wenn ſe aber mal reden tut, ſliegen Köppe und Beene!“

Bei den Worten des Mügelner Rieſen grinſten die Kanoniere.

„Habt ihr alle ſolche Fäuſte?“

Der Mügelner deutete auf den Zuckerhut, den die Käthe hinauszuſpeien pflegt, wenn ſie guter Laune iſt: „Mir miſſen doch die Bonbons heben, die die Käthe frißt!“

Dann erzählte einer beim Schreiten durch den weißbehangenen Wald, die Käthe und ihre Schwestern hätten vor kurzem erst geschwatzt, doch geschwatzt wie ein paar alte Kaffeeschwestern, um durch ihr Gewäsch den Angriff auf V. vorzubereiten. Gespuckt und gespien hätten sie, Gift und Galle, und recht eklige Geschichten erzählt, die Riesenschwestern aus Sachsen, wo die schönen Mädchen wachsen. Das sei überhaupt ein erstaunlicher Tag gewesen, denn beim Angriff der Artillerie habe die Musik gespielt, aber wie's sich geziemt, wenn solche Gewaltweiber den Ball eröffnen: gleich zwei Kapellen auf einmal.

Von einem herrlichen Unterstand aus — hängt wer weiß wie hoch in den Bäumen — öffnete sich ein Wunderblick auf die aus fahlem Mondlicht zu strahlendstem Sonnenschein gewandelte blendende Landschaft. Von dort sieht man bei günstiger Beleuchtung Riga, die urdeutsche Stadt, wie einst jener König nordischer Sage, Asgard, die Götterburg geschaut, nur ganz fern, gleich dem Gebild eines Traumes. Erinnerungen stiegen auf an Zauberblicke solcher Art, wie dieser Krieg sie einem Glücklichen gezeigt. Das Dreigestirn: Reims, mit der wild umdrohten Kathedrale drunten in der Senkung, Arras, das zermalmte, droben vom Lorettoabschnitt aus, Ypern, dessen Tuchhalle und stolze Kirchen, einst an einem Nebelmorgen schwer von uns beschossen, aus weichendem Gewölk wie eine Erscheinung sichtbar wurden, bis sich langsam, feierlich der Vorhang wieder schloß. Unter heißem Granatensegen hatten sie immer gelegen, und hier war alles totenstill. Aber als sollte die Erinnerung aus wildem Westen den Osten wachrufen, stiegen plötzlich — unbewußte Ehrung uns Unsichtbaren — drunten schmutzig erdgefärbte Schneesäulen aus der weiten Ebene. Die Russen vergnügten sich mit Streufeuer.

Als zur Rückfahrt angekurbelt werden sollte, war das Benzinrohr eingefroren. Das lohende Himmelslicht des sinkenden Tages erlaubte eben noch 25 Grad Celsius unter Null abzulesen. So war denn die Fahrt im zweiten Kraftwagen, wie nun die Nacht das verwunschene Schneeland deckte, gleich einem Sausen durch schneidende Messerklingen, einem Rasen unbeschützt durch einen Eissturm. In der Ferne verklang der Donner

der leicht belebten Front. Die Ruſſen verſchwanden, aber Rußland zeigte zum erſtenmal ſein wahres Wintergeſicht. Die Queckſilberſäule ſank und ſank. Kein Ende ſchien die Fahrt zu nehmen, kein Ende auch Toben, Fauchen, Gleiten, Rutſchen über Schnee, in deſſen mattem Leuchten auf der Straße Kolonnen vorüberknarrten, Wald dunkelte, Lichtſchein aus fernen Häuſern über weiße Flächen fiel. Schneegleiſe brachen nicht mehr unter der Vielzentnerlaſt des Wagens, ſteinhartgefroren blieben ſie als Schienenſtranggewirr ſtehen. Eis ſpiegelte auf dem Wege. In der Kälte klangen alle Laute fern und hohl und wieder nah und hell. Der erſtarrende Atem hatte längſt die Bärte zu Eiszapfen gehärtet, die Schneehauben waren bereift, die Pelze mit weißem Flaum überzogen. Ja, Rußland war erwacht. Bei dem ſcharfen Luftzug der ſchnellen Fahrt rann Waſſer aus den Augen und hing ſofort in kleinen Zapfen am Wimpernſpalt, klingelnd, gleich einem winzigen Glockenſpiel, daß Auge und Sehen erloſch. Rußland zeigte ſich wie gegen den großen Korſen, den es durch Schnee und Kälte niederzwang, während die Deutſchen auf ihren Bahnen Heere vorſchieben und Kanonen, Kriegsgerät und Feuerfraß, als ob es Sommer wäre, und auf den Straßen ihre Wagenreihen ruhig ziehen und in den Gräben draußen in eiſiger Mondnacht ſächſiſcher Landſturm unerſchütterlich ſteht, wie Deutſche im Waſſer Flanderns, im Kalk der Champagne, auf den Höhen der Vogeſen, im ſerbiſchen Bergland.

Die Kälte ging durch Pelz und Rock und Lederjacke und Hemd, ging erſtarrend durch Fleiſch und Mark und Bein.

Lichter zuckten auf. Verloſchen. Kehrten wieder. Starben. Standen in Reihen. In Schimmer. In Glaſt und Glut. Brachen aus den Scheiben von Mitau, der Hauptſtadt Kurlands, nach Sprache und Blut, nun auch der Herrſchaft nach ... deutſch.

Es waren achtunddreißig Grad unter Null.

Fahrten im Land

Liebreizende Leserin, ehrsamer Leser, meint ihr, es sei so leicht, herumzurutschen in diesem östlichen, verflucht östlichen Kriegsland? Meint ihr, es ginge wie daheim, daß man einfach im Kursbuche sucht, die Fahrkarte löst, im Speisewagen mehr oder weniger gut ißt, ein Schläfchen auf weichen Polstern macht, und wenn man die Augen aufreißt . . . bums, ist man da? Mit nichten! Ist im Kriege schon alles anders, so doppelt hier draußen, wo auf weiten Strecken Felder niedergewalzt und geeggt sind, Häuser abgebrannt, kein Mensch mehr lebt, kein Tier mehr atmet, außer ein paar verwilderten, halbverhungerten Hunden, und nur ein Schienenstrang Feld, Wald, Sumpf, Ödland durchschneidet. Vergeßt nicht: es ist nun mal zufällig Krieg! Da scheint es erstaunlich, daß überhaupt die Eisenbahn verkehrt. Deutsche Züge laufen im Vaterland, in Belgien, in Frankreich, in Polen, in Kurland, im Orient. Sie fressen Betriebsbeamte und Material, Millionenheere stehen an der Front, Millionen arbeiten daheim. Trotzdem ist es geschaffen. Riesenarbeit ist geleistet.

Ja, holdselige Leserin, höchst vortrefflicher Leser daheim, es ist eben alles anders hier: denkt um! Die Züge gehen langsam, bleiben oft stundenlang liegen, wer weiß warum, wer weiß wo, und das in irgendeinem Wald, in stürmischer, eiskalter Nacht, ungeheizt, und draußen ist Rußland.

Wilde Idealisten, augenscheinliche Träumer, reine Toren hatten gemeint, als es hinausging aus dem letzten Quartier, das ebenso im Dunkel des Ungewissen schweben mag wie solche

Fahrt: in sechs Stunden rauscht das Meer. Doch siehe da: aus Abend und Morgen wurde ein neuer Tag, und als der Zug beim ersten Dämmerlicht endlich „festmachte" — nun waren wir an der See, und die Sprache beginnt bereits meersalzig zu verrutschen — klangen heiße Glückwünsche ob der erstaunlich, ja verblüffend schnellen Fahrt.

Ihr seht also, teure Leserin und geehrter Herr Leser, solche Fahrten dauern sogar in Fällen hoher Schicksalsgunst etwas länger, als ihr gewöhnlich braucht. Aber bedenkt: die Züge dürfen bei der Unsicherheit im besetzten Land nicht eilen, sie führen Kriegsgerät, Verpflegung, Menschen, Tiere hinaus, hinein. Die Abteile der alten, ausgeschobenen Wagen sind rappelvoll. Schlafen in der Nacht bleibt um so mehr ein zweifelhaftes Unternehmen, als Gepäck von marchenhaftem Umfang Gänge, Sitze, Zwischenräume sperrt oder absturzbereit droben in den Netzen liegt wie Steinsalven in den Tiroler Bergen. Urlauber, die heimkehren oder zurückstreben zur Front, füllen den Zug; dazu welche vom oder zum Westen unterwegs; Herren von der deutschen Verwaltung der besetzten Gebiete; Ärzte; solche, die zu Einkäufen geschickt sind, denn draußen ist alles vernichtet oder abgegrast, und trotz dem starken Nachschub fehlen doch Kleinigkeiten, zu denen am besten sich selbst zu verhelfen dieser Krieg längst auch Zaghaftere lehrte, erzog er doch Männer! Da sind denn Decken, Lebensmittel, Lampen das allergewöhnlichste. Auch darüber staunt keiner mehr, wenn Öfen nicht allein mitgeschleppt, nein, auch im Wagen eingebaut werden: längst sind die Grenzen zwischen ehrsamen Zünften verwischt: im Felde kann jeder alles. Bald prasselt ein lustiges Feuer, und aller Segen eint sich auf des tapferen Erfinders Haupt. Ganz im Beginn der Besetzung, als alles im ungewissen stand, ist noch ganz anders gereist worden, wie alte Ostmänner erzählen. Die russischen Lokomotiven werden mit Holz geheizt: so sagt man, es sei vorgekommen, daß alles aussteigen mußte, um Holz herbeizuschleppen, weil auf dem Tender die Feuerung ausgegangen war.

Ja, ja, nun wohl daß erstaunte Leserin und völlig verdutzter Leser, das Fahren an der Ostfront ist ein eigen Ding, wobei Geduld das wichtigste Gepäckstück scheint.

Wo Aufenthalt ist, steigt man aus. Es lohnt sich, da aus einer Stunde, von der Verwegene gemunkelt, leicht drei werden. Im großen Wartesaal steht an der Langwand dann wohl noch die einstige Anrichte, darauf drei Kerzen mißmutig tropfen, ermattet von der aussichtslosen Anstrengung, den großen Raum zu erhellen. Dahinter lehnen ein paar blonde Lettenmädchen, an denen außer stumpfer Abscheulichkeit nichts den fremden, deutschfeindlichen Stamm verrät. Sie kämpfen trostlos mit dem Schlaf. Eine ist unterlegen und hockt in einer Ecke, den Kopf auf einem Kissen, das auf rätselhafte Weise in der Schwebe bleibt wie im „Parsifal" die Lanze. An den Wänden sitzen deutsche Soldaten, geduldig, ergeben. Im Mantel sitzen sie, den Helm auf dem Tisch, Sack und Pack am Boden. Welche warten stumm, andere sprechen leise, dritte rauchen, letzte schlafen. Um den Ofen hängt förmlich eine Traube, und bei den verzerrten Stellungen der Schläfer ist es fast, als ob ein Volltreffer hier mitten unter die im Saal gegangen wäre.

Auf dem Glatteis zwischen den Gleisen des Libauer Bahnhofs stand Tauwasser, und die Nähe des Meeres verriet sich außer durch die größere Luftwärme auch durch die salzfeuchte Brise, die landeinwärts strich. In diesigem Regendunkel wurde die Gaststätte erreicht, und nachdem das Gepäck verstaut war, der unerschütterliche Vorsatz gefaßt: in die „Koje" und schlafen, schlafen, dreimal schlafen. Aber nach dem Bad, dem langentbehrten, in dem, wer möchte es leugnen, die „Lichter" mal auf ein oder zwei Minuten, „abgeblendet" wurden, waren alle Vorsätze über Bord. Hafen, Stadt und Meer lockten, und die „Hängematte" blieb unberührt.

Die Stadt, war es nun Tauwetter und fußhoher Matsch, war es die Verwahrlosung der Straßen, die gewiß nicht allein mit dem Krieg entschuldigt ist, mutet ungleich russischer an als Mitau, wo die deutsche Oberschicht der baltischen Barone dem Straßenbild stärker ihren Stempel aufdrücken konnte. Hier ist das Lettentum frecher, die Läden sind fast ausschließlich von Juden gehalten. Dieser russische Eindruck kommt vom Handelshafen, dem einzigen eisfreien der Ostsee, den Rußland besaß, dazu von dem großen „Kaiser-Alexander-III.-Kriegshafen",

der, wie er einſt auf ruſſiſchen Karten unſichtbar blieb, auch heute noch — Notwendigkeiten des Krieges — im Nebel ſchweben muß. Übrigens war ja auch unſichtiges Wetter. Ein wenig ruſſiſches Garn darf aber wohl geſponnen werden: 1200 Millionen Rubel hat der Hafen gekoſtet, der nach dem verlorenen Ruſſiſch-Japaniſchen Kriege vernachläſſigt wurde. Nach unſerer Schätzung mag wohl die Hälfte wirklich hineingebaut worden ſein, alſo faſt 1300 Millionen Mark. Das andere? Nun, in Rußland ſind ja die Taſchen tief und Väterchen weit. In großzügigen Anlagen mit Straßen, breit für einen Weltſtadtsverkehr, liegt das Marinekaſino, ein Prunkbau im Stil eines plemprig geſchmacklos gewordenen Ludwig des Vierzehnten, über den deutſche Militärbauſparſamkeit tief erſchrecken müßte. Nicht gerade Potemkinſche Dörfer ſind hier errichtet, aber alles iſt leiſer Schwindel, vom wilden Stuck, der von den Schauſeiten abfällt, bis zum Dach, das Regen und Schmelzwaſſer in die zwecklos rieſigen Säle tropfen, ja rinnen läßt. Echt bleibt jedoch dieſes: in der Anrichte neben dem großen Bankettſaal fand man neben allem anderen Glas auch über 1000 Sektkelche, Spültiſche im Nebenraum dagegen nur einen mit zwei blechumſchlagenen Kaſten.

Aus dieſem einzigen armſeligen Aufwaſchtiſch für Tauſende von Gläſern ſteigt die Seele des weiten Landes von Schmutz, Balalaika und Nitſchewo.

Ein Wunderſchauſpiel war die für die Oſtſee ungewöhnlich ſtarke Dünung. die der brauſende Weſtwind herantrug. Das ewige Schütten und Rauſchen, das Toſen und Donnern der Waſſer, die ſich brandend in ihrem ſchmutzigen Eiswaſſergelb überwächteten, bewegte doppelt die von dem tiefen Winterſchweigen im Schneewald ſtillgewordene Seele. Dieſes Meer hatten in nun längſt vergangenen Frühlingstagen der Duc de Valembourg und ſeine Leute an Königsgeburtstag gegrüßt, darunter jener Landwehrmann Haupt, weiland Bierfahrer aus dem Vogtland, der drüben auf der Oſtwacht ſtand.

Hier hielten Blaujacken die Wacht und gaben dem Stadtbild Grund und Ton. Auch im „Deutſchen Theater", wo ſie abends mit den Libauern ganz annehmbare deutſche Schau-

ſpieler beklatſchten. Wie nun die Sachſen überall ſind, an der ganzen Front, ſo klang denn auch aus dem Munde eines von der Matroſendiviſion der heimatliche weiche Laut, nur ganz ſeltſam mit Salzwaſſerwendungen verbrämt. Es war ein ſchöner, großer, ſtarker Kerl, den freien roten Hals halb vom Blondbart verſteckt. Man hätte auf einen von der Waterkant getippt, war aber aus Crimmitſchau in Sachſen. Er ſagte es einem Landſer, mit dem er ſich augenſcheinlich eben erſt angebiedert hatte: „Alſo nachher, „pullen mir los“. Aber ſchnell naus, ehe der „Strom einſetzt“, daß mir „klar kummen“ zwiſchen all die Menſchen. Weeſte, ich bin ganz „trocken gefallen“! Wohin meenſte? Laß mich nur die Sache deichſeln. Mir „wriggen“ die Straße nunter, nachher „backbord“, uff de „Leeſeite“ das zweete Haus „machen mir feſt“, „entern“ gleich ruff in de „Back“. Dort „ſetzen mir uns feſt“, „verſtauen“ uns richt'g, und denn ee paar „Steife“, ſo wie ee Boot „Waſſer macht“.“

Wenn ihr nun aber glaubt, glänzlich „klargemachte“ Leſerin, völlig „abgeflauter“ Leſer, damit habe alles Kreuzen durch das Land friedſelig ein Ende gefunden, ſo mag es um ſo erſchütternder wirken, daß allein, um den nächſten Binnenhafen an der Front anzulaufen, zwei volle Tage und die dazu gehörigen Nächte vertan werden mußten; Schlitten-, Wagen- und Kraftwagenfahrten weiterer zweier Tage unbeſehen. Das iſt die Oſtfront, und in einem armen, durch den Krieg ſo unerhört reich gewordenen Daſein möchte man es nicht miſſen, ſolches Erleben mit Eindruck und Ernſt und Lachen, mit Stolz auf das Heer, das dies alles hinnimmt, als wie wenn einer derheeme in der Elektriſchen von einer Straße zur andern fährt. Die zwei Tage mit ihrer großen Bagage der angegliederten Nächte wurden im vollen Abteil verbracht, ſo daß der Schlaf ſich abermals zu reiner Einbildung wandelte. Dazwiſchen gab es wieder rätſelhaftes Halten auf weitem Eisfelde, Umſteigen an nie vorhergeſehener, völlig ſchleierhafter Stelle, an der Häuſer ſich offenbar eingegraben haben mußten oder gegen Sicht gedeckt, denn es waren keine zu ſehen. Dafür ſtand der Himmel in kalter Sternenfülle über der umkämpften ruſſiſchen Erde.

Einmal, als Zeit genug schien, entleerte sich der ganze Zuginhalt in einen Ort. den allein russische Vermessenheit Stadt nennen kann. Zwischen zwei Lokomotiven sozusagen, wanderten wir durch den knöcheltiefen Eiskaffee der tauenden Gasse an den ebenerdstöckigen Holzhäusern hin. Aus allen Fenstern der armselig schmutzigen Wohnungen blickten Gesichter: jene Judenmädel des Duc de Valembourg mit „blassen, nassen Wangen", denn Männer schien es nicht zu geben. Und überall luden Inschriften ein: „Speisen und Getränke", wie in Flandern das Estaminet an jedem zweiten Haus.

Der Abend war hereingebrochen, noch sah man Feldgraue hin und her wandern zu allerlei Verrichtung, bald aber bei sinkender Nacht, denn Schneewolken zogen über das Himmelsgewölbe, blinkte nur noch matter Schein aus kleinen, trüben Scheiben, und Lichter der Taschenlaternen zuckten gespenstisch wippend auf.

Neben dem Soldatenheim winkte eine Inschrift, ein Haus als Offiziersunterkunft kennzeichnend. Es ging durch einen Krämerladen. Hinter dessen Verkaufstisch stand eine ganze Schar solcher zwischen vierzehn und sechzehn, mit „rehbraunen, mandelförmigen, traurigen Augen", die aber ganz listig und lustig schauten. Zwei Rückzimmer waren als Gaststuben eingerichtet. Der Tisch stand sauber gedeckt. Hindenburgs Kopf blickte behäbig ernst von der Wand auf ein Zerrbild König Peters ihm gegenüber, über das sich das kleine bedienende Judenmädel krank lachen wollte. Zum Tee, der als das erste Warme der beiden Kampffahrttage wohl tat, bot sie Gänsebraten an. Er wurde glatt abgelehnt. Aber ein paar Herzschläge darauf pries sie von neuem das tote Gänslein. Es wurde bestimmt nicht gewünscht. Doch abermals einige Atemzüge später verhimmelte sie zum drittenmal die selige Gans. Nun wurde einfach heiß gedankt, dabei jedoch, etwa wie ein Nachrichtenoffizier Gefangenenaussagen vergleicht, festgestellt: die Kleine war immer eine andere gewesen. Es waren Schwestern. Jedesmal eine andere. Ein Landsmann am Tisch, den das Rätsel der vielen gleichalterigen schwer beschäftigte, rief plötzlich ganz empört: „Das kann doch nich allees ee Wurf sein!"

Vielgeprüfte Leſerin, trefflicher Leſer, das mag hart klingen, iſt aber lautere Wahrheit und nicht anders wie das Leben ſelbſt, denn eins lernt man im Felde: Tünche, falſchen Lack gibt's, dem Kriege ſei Dank, nicht mehr, ſondern jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und der Entrüſtete war gewiß daheim ein Züchter. Übrigens waren die Mädchen arme, fleißige, kleine Arbeitstiere mit riſſigen Händen und voll beſcheidenſter Anmut.

Als nun der Zug den Entſchluß faßte, ſich wieder auf den Weg zu machen, ſangen im Nebenwagen die Landſer im Chor in die ſinkende Nacht hinein:

„Denn dieſer Feldzug,
Der iſt kein Schnellzug“ . . .

Immerhin kamen wir am nächſten Mittag an. Ein Schlitten brauchte bis zur nächſten Stadt, die bei ihrem Bahnbau die Ruſſen ſtolz haben links liegen laſſen, eine Stunde für vier Kilometer. Es mag dem Zuſtand ruſſiſcher Winterſtraßen ein beredtes Zeugnis ſein. Freilich verließ man meiſt, wie hier üblich, den Weg und fuhr über Feld, das, ein Abglanz des nun wieder fernen Meeres, von Schmelzwaſſerſeen bedeckt war. Darauf zu kreuzen, beſchwor alle Gefahren einer Seefahrt: Kentern, Vollſchlagen, vor allem völlig den Kurs im Nebel verlieren, denn verläßliche Seekarten fehlten ebenſo wie Sextant und Kompaß, mit Peilung war keiner vertraut, ein Lotſe kam nicht an Bord, und der Navigationsoffizier verſagte leider gänzlich.

Geneigte Leſerin, ernſthafter Leſer daheim, nun ſollt ihr euch aber nicht in dem Wahn wiegen, der elende Leichnam ſei genug durchrüttelt worden. Das würde nichts anderes bedeuten als vermeſſene Unkenntnis, denn erſt jetzt begannen jene Stöße auf federloſem Wagen, die durch die Wirbelſäule bohren, als ſei man vier Stock tief auf Granitpflaſter gefallen oder als gehe in wildem Traum irgendein feindlich geſinnter Unmenſch darauf aus, einen wie das Infanteriegeſchoß im Laufe durch Stauchung um die Längsachſe zu verkürzen. Da der Schlitten auf der zertauten Eisſtraße ausſichtslos ſchien, ſo hatte er nämlich dem Wagen weichen müſſen, der immer

wie auf einem uralten gefrorenen Knüppeldamm ratternd fuhr, bisweilen förmlich scharfe Eistreppen hinauf und hinab trommelte oder jäh in einem Loch verschwand, als habe er sich in einem Granattrichter vor heftigem feindlichen Feuer decken wollen.

Gefallene Pferde bezeichneten den Weg, denn knapper Ernährung, Stürzen auf Eis, übergroßen Tagesleistungen in Schmutz und Schnee sind die russischen kleinen Tiere nicht so gewachsen wie der Ostpreuße, der beste Gaul des Krieges. Was liegenbleibt, muß erschossen werden. Die Rückzugsstraße 1812 mag ein verstärktes Bild, ein grausiges solcher Art geboten haben. Die Überschwemmungsflächen der Felder waren weit hinaus zu gewaltigen Eisbahnen erstarrt. Sie wurden oft überquert, schien doch das Fortkommen querfeldein meist sicherer als auf der grausam zerrissenen Straße. Wie nun die untergehende Sonne auf der mit unendlichen Räderspuren bedeckten Ebene blendete, war es, als ließe ein gewaltiger Frachtenbahnhof sein Gleisgewirr im letzten Abendlicht spiegeln. Dörfer am Wege mit Holzhäusern bewiesen, daß wir Littauen noch nicht verlassen hatten, denn in Kurland herrscht der Einzelhof vor. Endlich, schon in tiefer Dunkelheit, deutete eine schöne Baumreihe die Nähe eines Gutes an. Seespiegel blinkten eisig, von bewaldeten Hügeln umrahmt. Eine Windmühle, fast wie in Flandern, nur daß sie ihre Flügel noch besaß, die ihnen dort überall ausgezogen sind wie einem gequälten Vierflügler, eine gedrungene steinerne Windmühle stand, ein gespenstischer Schatten, gegen den durch den Mond wieder aufgehellten Himel. Der Wagen hielt vor einem echt kurländischen Gutshaus, langgestreckt, nur ein Erdgeschoß, darüber dem Geschmack von 1800 entsprechend, in der Mitte, in der Art griechischer Tempel, wenige Fenster breit, ein erster Stock aufgesetzt. Es war das Stabsquartier einer Kavalleriedivision.

Hiermit, immer schönere Leserin und nun wohl gänzlich beschaulicher Leser daheim, war für eine Spanne Zeit dem Irren im Land ein Ziel gesetzt, denn die Fahrt am anderen Tage zur Kampffront ist im Kraftwagen so kurz gewesen, daß auch ihr, berückende Leserin und geduldiger Leser, sie hättet unternehmen können, führet ihr nicht vielleicht just in eine ruf-

ſiſche Schießerei hinein. Nicht zu wünſchen, noch zu verantworten.

Trotzdem: heute hättet ihr mit am Tiſch ſitzen ſollen, am ſehr einfachen, wie es ſich hier draußen ziemt. Nur ein paar Tannenreiſer liegen auf der Tafel. Gedeck, Beſteck, Teller, Gläſer, in Polen, Littauen, Kurland zuſammengeleſen, würden einer Hausfrau Stolz nicht eben ſein. An den Wänden iſt kaum ein Schmuck, vieles iſt umgekommen, von den Ruſſen verbrannt, weggeſchleppt, die ja das eigene Land verwüſteten, wie die Engländer jene ihrer Bundesgenoſſen. Die Beleuchtung iſt nicht wie bei euch daheim: nein, für den ganzen Tiſch, an dem heute allerlei ſitzen, nur eine Lampe: es muß geſpart werden. Aber ein Licht iſt heute in aller Soldaten Herzen entzündet, ein Licht, das einſt nicht in allen deutſchen Herzen gebrannt hatte, denn manche ſtanden finſter abſeits. Dieſer leuchtende Glanz kommt von einem, deſſen ganzen Wert für unſer Volk erſt der Krieg erkennen ließ, von einem, deſſen Geburtstag heute iſt: vom Kaiſer. Nicht Seine Majeſtät. Nein, unſer Kaiſer, iſt doch dieſem Worte der Abſtand genommen. Er gehört zu uns, der Mann, der lange Jahre hindurch unermüdlich von Ort zu Ort, von Grenze zu Grenze fuhr, nach ſeinem Volk, nach ſeinen Soldaten zu ſehen, das Schwert zu ſchleifen, das wir ziehen mußten. Nicht, um über friedliche Nachbarn herzufallen, nein, gleich einem, der nachts auf der Straße von Geſindel überfallen wird, das ſich zwar untereinander ebenſo beſtiehlt, beraubt, anfällt, aber ſich zuſammenfindet gegen den einen anſtändigen, ruhigen Bürger, wie es den Lumpen giftet, daß der ehrliche Arbeiter ſein Heim hat durch ſeiner Hände Fleiß.

Nun erhebt ſich der Diviſionskommandeur, eine große, ungewöhnliche Erſcheinung, ein Seltenes, in Huſarenuniform, und ſpricht wenige Worte. Aber die Reitersleute mit den ſchlanken Feldzugsgeſtalten, den ernſten Geſichtern heben ihr Glas, und mit leuchtenden Augen ſchallt es laut: „Der Kaiſer, Hurra!“

Heute haben ſie alle die gleichen Gedanken, in Ruhe- wie Kampfſtellung, im Graben wie auf einſamer Wacht, die Sachſen da draußen: „Es lebe unſer oberſter Kriegsherr, es lebe der Kaiſer!“

Leſerin daheim, nicht mehr liebreizende, holdſelige, Leſer daheim, nicht mehr ehrſamer, vortrefflicher, und was ihr alles geweſen ſeid, euch zu ſchmeicheln, daß ihr die „Fahrten im Land“ zu Ende leſen ſolltet, ſondern heute deutſche Frauen, deutſche Mädchen, deutſche Männer, deutſche Jünglinge, deutſche Knaben, ſchade, daß ihr nicht unter uns Soldaten in Feindesland an ſolchem Tage geweſen ſeid, aber Gruß euch, allein ſchon weil ihr Deutſche ſeid!

Digitized by Google

Reiter im Graben

Wo sind jene Zeiten hin, als das Gefecht zu Fuß noch unbeliebter Nebendienstzweig war? Dieser Krieg brachte uns außer der Umwertung kultureller, völkischer, fast könnte man sagen gemütstechnischer Werte auch erweiterte Anschauungen über Sicherung, Beobachtung, Deckung, Verwendung der Waffen. So hat der Stellungskrieg ein neues Bild der Front geschaffen: Reiter im Graben. Zu jener Zeit, als es im Osten im rasenden Sturmmarsch vorwärts ging, uns die erzwungenen Absichten Halt gestatteten, zu jener Zeit, als die Kavallerie in Rußland gewaltsam aufklärte, ja ganze Länder eroberte, lag sie im Westen bereits im Graben. Sie ging hin wie zum Tanze. „Sie ham a Mordsgaudi g'habt, die Schwalangscher, a amol auf die Grabenpirsch z' gehn!" Zwei preußische Dragoner mußten bestraft werden, weil sie heimlich „Kattun jejeben", das heißt von ihrem Truppenteil „ausgerissen" waren, um einen Angriff der Infanterie mitzumachen. Bekamen übrigens Arrest — Ordnung muß sein — aber das schwarzweiße Bändchen dazu. So waren auch sächsische Reiter im Westen im Graben. Die Lanzen brachten sie mit und legten sie quer über den Graben, die Spitze gegen den Feind, daß ein Ulan, alter Turner, grinsend sagte:

„Damit, wenn ein' die Zeit zu lang wird, man mal kann dazwischen 'ne Bauchwelle machen!"

„Damit kommt aber doch immer ein Körperstück über die Deckung raus?" warf einer ein.

Doch der Ulan blieb die Antwort nicht schuldig:

„Nu ich mache die Bauchwelle so schnell wie e Propeller. Wie 'ne Kugel kommt, bin ich ooch schon weg!"

Seitdem haben die Reiter Seitengewehre zum Aufpflanzen bekommen und machen ihre Sache wie die Infanterie. Beim ersten Schanzen sind sie wie die Kinder gewesen, die im Dünensand eine Festung türmen. — Es war auch zu schön, so ein richtig gehender Schützengraben. Und die Reiter bauen die besten Unterstände. Das bestätigt die Infanterie dadurch, daß sie mit Vorliebe Stellungen der Kavallerie übernimmt. Denn die Grabenbesatzung wechselt bisweilen. Leider. Will doch jeder gern behalten, was sein Fleiß einmal eingerichtet hat. Ja, die Liebe für sein Werk geht bei dem Reiter so weit, daß er trotz täglicher Verluste lieber vorn am Feinde, wo er sich alles geschaffen hat, bleibt, als hinten, wo kein Schuß fällt. Hat doch ein Barbier, der vorn, bei Feldzugsbärten, nichts zu rasieren fand und daher in die Etappe befehligt wurde, um Rückkehr in den Graben gebeten: „Hinten sei es zu anstrengend."

Doch die Daumen drehen kann der Reiter im Graben nicht, bei jenem Doppelleben, das er führen muß,, indem er, während er vorn Wachtdienst tut, schanzt oder auf Patrouille ist, seine Pferde doch nicht auf Kammer abgeben kann. Sie müssen verpflegt werden, bewegt, geritten. Auf jeden Mann kommen vier Tiere, das ist bei schweren Unterkunftsverhältnissen eine ungewöhnliche Anstrengung: jedem Nichtreitersmann wohl kaum völlig klar. —

Sächsische Reiter liegen wie des Duc de Valembourg Leute vor einem Sumpfwald mit all seinem geheimnisvollen Schweigen, seiner lauernden Spannung, ob etwas kommt. Scheinbar ist kein Gegner da, denn jenseits des Forstes oder doch tief drin sind seine Gräben. Aber jeden Augenblick kann der Russe einen Vorstoß machen; immer spritzen Jagdkommandos heran. Zuzeiten blickt auch das Auge eines Fliegers vom Himmel hoch herein, freilich nur, wenn kein deutsches Kampfflugzeug in der Nähe ist, denn dem weichen sie aus.

Vor den deutschen Stellungen, hoch gebaut bei drohendem Sumpfe, dehnen sich weite, abgeholzte Strecken. Dem, der sich hier heranwagte, wäre Abschuß gewiß, denn jedem Posten sind die Entfernungen bekannt, und die treue Helferin der Reitersleute, die reitende Bombe, ist auf jeden Punkt todsicher ein-

geschossen. Anruf und kaum ausgesprochen, sitzt auch schon eine Schrapnellage oder eine Granate.

Aber nicht nur ein Posten schösse, sondern durch die flankierende Führung der Gräben legten den Vorwitzigen gewiß ein halbes Dutzend Kugeln um. Und damit der englische Sport nicht um sich greife, Privatschlachten unter sich zu liefern, wie die Flotte der Seeräuber von den Inseln es sich ja einmal geleistet hat, sind Schußgrenzen genau bezeichnet. Ja, das ist eben der Geist des verfluchten Militarismus, der unerhörterweise sogar im Kriege noch weiterfrißt!

Während nun daheim der Frühling bald anbrechen mag, steht hier, auch im Sonnenschein, der bisweilen doch auch das Land beglückt, das Thermometer tief unter Null. Hier ist wirklicher Winter. Schnee liegt vor den Stellungen, Schnee klebt am Drahthindernis, Schnee bekleidet die Brustwehren, Schnee muß aus den Gräben geschaufelt werden, Schnee lagert in dünner Schicht über dem Eise, das sumpfige Stellen überzieht. Wenn der Wind die weiße Decke fegt, tritt es spiegelblank zutage. Aber der Wind weht auch den Schnee zu Bergen zusammen von abenteuerlicher Höhe. Er verschüttet ständig die Straßen, auf denen selbstgezimmerte Schneepflüge gehen. Auf ihnen sitzen, Hacken und Spaten geschultert, Schipper als Last, um das Holzdreieck niederzudrücken. Am Wege ragen dicke Pfähle, schwarzweiß gebändert mit einem schmalen, roten Streifen, der aus den preußischen Farben die deutschen zaubert. Über die ganze Ebene hin wechselt Wald mit Feld und Heide. Holzgehöfte stehen dort, die einander gleichen wie ein Ei dem andern: Um einen mäßig großen Hof reihen sich Wohnhaus, Scheune, Stall, Urwaldhäusern ähnlich, aus behauenen Stämmen in Nut und Falz ineinandergefügt. Eine Kiste mit Deckel. Nichts anderes. Drinnen fehlt der große Ofen nicht, in einer Ecke eingebaut, so mehrere Räume gleichzeitig heizend. Die Wohnungen reichen an Bedürfnislosigkeit über Vernachlässigung bis zu grausigem Dreck. Schmuck an Wand oder Möbelstück ist selten. Ausnahmen sind entweder durch deutschen Einfluß (die Frau hat zum Beispiel auf einem Gut gedient) oder dadurch zu erklären, daß der Besitzer etwas mehr bedeutet. Wie es im Abschnitt eines Regiments dort einen Schulmeister gibt,

der, jenseits Kriegswirren und aufgeregter Zeit, über Körners „Vetter aus Bremen“ sitzt, um ihn, „in sein geliebtes Lettisch zu übertragen“. Der Ziehbrunnen mit langem, schrägem, weithin sichtbarem Balkenarm, daran, vom Gegengewicht in der Schwebe gehalten, der Eimer niedersteigt zu dem bis auf 10 Meter Tiefe liegenden Wasserspiegel, ist mit abenteuerlichen Eisgebilden überzuckert wie ein Baumkuchen. Ein wenig seitwärts steht das Bad, von den Landsern „Entlausungsanstalt“ genannt. Vielleicht hat es auch zu solchen Zwecken gedient. Es ist höchst einfach. Steinhaufen werden durch Feuer glühend gemacht, darauf gegossenes Wasser aus großem Kessel erzeugt dann heiße Dämpfe, in die sich aus dem kleinen Nebenraume, der Kleiderablage, sowohl Männlein als Weiblein zum Schwitzbade begeben. Rund um das Haus stehen im Garten Bienenstöcke, meist hohle Stämme, die, das eine Ende höher, auf zwei Füßen am Boden liegen, daß man sie fast für blinde Kanonen nehmen könnte. An diesen Panjehäusern — seit Polen wird alles russische Panje genannt, so daß auch in Befehlen von Panjewagen gesprochen wird — an diesen Panjehäusern also ist das merkwürdigste dieses: Sie, die nur auf niedrigem Steinsockel ruhen, haben beschränkte Lebensdauer. Die Panjes sagen, offenbar je nach mehr düsterer oder mehr heiterer Lebensauffassung, 20 bis 25 Jahre. Sie sind also etwa nach einem Pferdealter verfault und baufällig. Das scheint unabänderlich, wie einmal der Tod den Menschen überkommt. Ist die Zeit um, so wird eben ein anderes Haus gebaut. Holz ist ja hier nicht mehr wert als Gras.

Die Reiter im Graben haben mit solchen Panjehäusern die umfassendsten Veränderungen vorgenommen. Jene, die unter Artilleriefeuer oder sonstigen Kriegswirren gelitten hatten, wurden kurzerhand abgetragen und das Holz zu allen erdenklichen Bauzwecken verwendet: Zur Grabenverschalung, zu Brücken, vor allem aber zum Ausbau der Unterstände. Köstlich ist es dann, das Schild der Feuerversicherung, das sich an manchem der Höfe befand, nun an irgendeinem Unterstande wiederzufinden. So daß an einer dem feindlichen Feuer ausgesetzten Stelle zu lesen steht: „Kurländischer Feuerversicherungs-Verein“.

Drin aber ſind nach Ausräuchern, Waſchen und Abſchruppen Wunder geſchehen: Betten, als Kojen gezimmert, ſtehen übereinander. Kleiderſpinde, von irgendwo herbeigeſchleppt, dienen als Gewehrſchrank. Jeder hat ſeinen Fleck, wo er ſein „Habchen und Babchen“ unterbringen kann. Von der Decke hängt eine Lampe über dem Tiſch, daran geputzt, genäht, gebaſtelt, geleſen, gegeſſen wird. Sogar eine ſaubere Decke liegt darauf. Das kleine Fenſter, geſchickt durch Erdſchüttung gegen Sprengſtücke geſichert, iſt, mit Vorhängen geſchmückt, von ſ wunderlichſter Herkunft: Ein Seſſelüberzug, Packpapier in Franſen ausgeſchnitten, oder etwa gar die Höschen einer ſtädtiſcher denkenden Matja (wie in Polen alle Weiber genannt werden), deren Spitzenbeſatz um die Lichtöffnung hängt. Bildſchmuck an den Wänden fehlt nicht: ein Titelblatt der „Jugend“ oder ſelbſt eine eigene Zeichnung. An einer Stelle hier hat ſogar ein Kunſtmaler, der ſeine letzten Jahre in Paris verbracht, ganze Wände mit Fresken bedeckt. Erſtaunliche Dinge gibt es da: Mädchengeſtalten, ſo bezaubernd, daß Gefahr beſteht, ſie möchten mit ihrer verwirrenden Gegenwart die Träume jener ſtören, die darunter ſchlafen. Ein trefflich hingeworfener Ulan pariert ſeinen Gaul, der halb auf den Sprunggelenken ſitzt, und Pferd wie Reiter ſcheinen nun gleich verdutzt von dem, was ſie da erblicken: Irgendwo ſteigen nämlich — iſt es aus Schnee oder Sumpfwald — Geſtalten auf, die Hände erhoben, als ob Ruſſen ſich ergeben wollten. Ruſſinnen offenbar! Zum mindeſten von jenem Geſchlecht mit dem langen Haar, das ihren ſchönen Leib langfallend umfließt. Jenem Geſchlechte, ausgerottet hier draußen im Kugelreiche der Front. „Ach!“ ſeufzt eine verſchleierte Leutnantsſtimme. So iſt auch wohl die Deutung zu erklären, die dem Kohlenbilde gegeben wird an der kahlen Wand einer lettiſchen Volksſchule. Sie lautet: „Wie falſche Meldungen entſtehen!“ Armer Ulan, der, bedrängt wie einſt Sankt Antonius, nun melden wird: „Bei ... Patrouille von drei Mädchen am Waldrand.“

In ſolch leeren Panjehäuſern ſind Tiſche und Stühle neu gezimmert. Die Wände ſind mit Stoff beſpannt und etwa mit Bändern von Zigarrenſchachteln oder Liebesgaben geſchmückt. Mütter, Väter, Geſchwiſter, Frauen und Kinder, kurz wem

noch alles das Herz hinausſchlagen mag in Schnee und Eis der Oſtwacht, finden ihr Bild auf dem rohen Tiſche, bisweilen eine alte Kiſte nur, wo der Offizier ſeine Karten breitet. Vielleicht einer, der daheim ein Schloß beſitzt, hier aber mit zwei Kameraden eine Kammer teilt. Einer, der einſt im Überfluſſe unbefriedigt geweſen iſt, weil er nicht wußte, ob er zu irgendeiner mehr oder minder blödſinnigen Gelegenheit dies anziehen ſolle oder jenes, und der nun zufrieden geworden iſt, weil er die Wahl nicht hat, beſitzt er doch nur zwei Hemden und zwei Paar Strümpfe. Kriegsbeſchränkung hat ihn zum geſunden, fröhlichen Menſchen gemacht, einem, der heute nur eines noch kennt: Die Pflicht gegen ſein Vaterland.

Das Eſſen der Reiter im Graben iſt gut und reichlich. Wohl fehlt die Abwechslung, aber das Land gibt nichts mehr her, iſt es hier doch zu weit zur Heimat und in tiefem Schnee die Verbindung rückwärts ſchwer. Das ſieht auch jeder ein. Ein einziges iſt nicht leicht zu tragen, denn es ſollen nicht nur Himmelsglocken läuten, ſondern auch geſagt ſein, was die Reiter im Graben bedrückt: Licht fehlt an den langen, langen Winterabenden. Oft wagten hohe Stäbe nicht Licht zu machen, um nicht unnütz den ſchwer zu beſchaffenden Spiritus, das ſeltene Karbid, das koſtbare Petroleum zu verbrauchen. Nur zur Befehlsausgabe und zum Eſſen wurde Licht angezündet. Sonſt ſaß man am Feuer und erzählte. Wenn aber immer die gleichen Leute beiſammen ſind, ſo kommt die Stunde, wo ſie einander all ihr Leben ſo ausgeſchüttet haben, daß nur noch jenes bleibt, das keiner dem großen Kreiſe verrät, kaum einmal in ſeltener Stunde dem einzelnen Freund: Sorgen, Bangen, Kummer, das tiefſte Leid einer Seele; Dinge, die den Einſamen in der Dunkelheit mehr bedrängen als im hellen Licht. In der Nacht gehen Geſpenſter um. All die Reiter im Graben werden einmal von ihnen geplagt. Müßten ja ſonſt keine Menſchen ſein, und wir wollen uns doch gerade ſtolz fühlen, daß bei den Deutſchen die Seele nicht erſtorben iſt unter Geldgeſchäft und Sport, wie bei dem einen unſerer Feinde, unter Eitelkeit, Weiberwirtſchaft und Äußerlichkeiten, wie bei dem anderen, endlich unter Unbildung, Stumpfſinn und Läſſigkeit wie bei dem dritten. Nein, die deutſche Seele, bedroht vor dieſem Kriege von Geld-

gier, Selbſtſucht und Außenwerten, bedroht nur, hat uns den bisherigen Sieg über unſere Gegner gebracht, indem wir alle empfanden, daß auf dem Spiele ſteht, was im Grunde allein das Leben lebenswert macht: Heimgefühl, Familie, Ordnung, Sauberkeit, Vorwärtskommen, Rechtlichkeit, kurz alles Gute, das in einer deutſchen Menſchenbruſt wohnt. Stimmungen ſind das nur, Stimmungen, die jenen ſtärker treffen, der geiſtig zu arbeiten gewohnt iſt, während es natürlich auch ſolche gibt, die nach des Tages Mühen ihren ſchweren Leib hinwerfen und ſchlafen können ohne Ende. Aber Stimmungen ſind es, die nur die lange dunkle Nacht gebiert, und die wieder zergangen ſind mit dem Lichte des Morgens.

Das Hinterland ſchweigt, durch den tief verſchneiten Wald bewegen ſich nur die Kolonnen, die Fleiſch bringen, Brot, Munition, kurz, alle Notwendigkeiten eines Heeres. Sie ziehen die weiten Straßen hin, baumlos wie hier überall, und nur um auf der gleichmäßigen Schneedecke ihren Lauf unterſcheiden zu können, von eingeſetzten Fichten begleitet.

Überall verſtreut liegen Gutshäuſer, auch einmal ein „Paſtorat“, nicht fern das „Küſtorat“, wie die Anweſen der Kirche heißen. Da wird irgendwo, ſchon jenſeits der Düna, ein Waldſtreifen ſichtbar, den der Ruſſe hält, denn der Fluß ſcheidet die beiden Welten. Beobachtungsſtände liegen hier und da an den unwahrſcheinlichſten Stellen, keiner ahnt wo. Durch einen kurzen Annäherungsgraben wird im tiefen Schnee der vorderſte Graben erreicht, der den Fluß entlang über die Uferhöhe hinzieht. Traverſen ſchützen gegen Flankenfeuer. Hier muß ſtändig mühſam gehackt und geſchaufelt werden, denn der Wind wirbelt Pulverſchnee in jede Vertiefung. Aber die Reiter im Graben machen dazu freundliche, geduldige Geſichter. Ihre Poſten ſtehen tief in Schnee und Eis. Durch die Schießſcharten blicken ſie hinüber auf den jenſeitigen ſchweigenden Uferrand, der den Windungen der Düna im Bogen folgt. Deutlich ſind drüben, kaum dreihundert Meter entfernt, die ruſſiſchen Gräben zu ſehen. Nichts regt ſich dort, aber aus der ſcheinbaren Verlaſſenheit peiſcht ab und zu ein Schuß heran wie ein kurzer Schlag. Sie meinen drüben etwas erkannt zu haben und irren ſich doch meiſt. Nicht immer freilich, denn Verluſte gibt es täglich, ſei es,

daß einer leichtſinnig ſich gezeigt oder daß durch die gleiche Schießſcharte zu oft geſchoſſen wurde, wenn in der Dämmerung das Mündungsfeuer des Karabiners ſein Feuerwerk aus dem Laufe ſprüht. Vor allem freilich auf Patrouille und bei den Horchpoſten. — Vor den Gräben ſenkt ſich zum Waſſer der Hang mit dem Drahthindernis, jenem Gewirr von Pfählen und Stacheldrähten, das der Ruſſe durchſchneiden müßte, wollte er herüberkommen. Aber die Poſten ſind wachſam, und eben auf jener Fläche, die zum Waſſer niederſenkt, liegen, ſobald die Dunkelheit einbricht, die Horchpoſten Auge, Ohr und Karabiner gegen den Feind. Dieſe Nacht eben iſt eine ruſſiſche Patrouille in Schneemänteln unter dem Schutze von Nebel und Finſternis über das Eis der Düna gekrochen. Durch eine vorgeſchobene Scheune gedeckt, haben ſie herankommen können, dann gab es Schießen und Bajonettkampf, und die zwei Ulanen, da vorn ganz allein, überfallen von der Horde, haben ſich gewehrt, daß die Bande Leine zog, verfolgt von den deutſchen Kugeln. Da ſteht der eine der zwei, ein ſtämmiger Reitersmann, Erde und Schmutz an den Patronentaſchen, an Knie und Stiefeln, ſteht unverſehrt da und erzählt von dem nächtlichen Abenteuer, bei dem ſein Kamerad — ſchon fortgetragen — Bajonettſtiche erhielt in Schulter und Bein:

„Als mir die Ruſſen ſein weiſe geworn, ham mir geſchoſſen. Abers hing vielleicht wieder mal ganz granatig haußen. Zehn Stick ſeins geweſen, und mir hätten bald 'n alten Fichtner gemacht, denn mei Kamerad hat richtig e bar Stiche abgekriecht. Aber wiedergeſtochen hat er och. Mir bleibn niſcht ſchuldig. Ich habe och mit geholfen. Und och die Poſten von hinten ham neingefunkt, wobei man freilich 'n Stöpſel einziehn muß, daß man nich ſelber was uf 'n Niſchel kriecht, und da hat der Ruſſe 's Drahtverhaufieber gekriecht, und ſe ſein fortgemacht bei Nacht und Nebel. Ihre Verwundeten ham ſe mitgeſchleppt. Da ſein ſe nu groß drinn. 's is eigentlich ganz ſcheene. Man muß och den Feind anerkennen. Nee, war das e Theater!“

Noch glimmt die von den Ulanen niedergebrannte Scheune da vorn, die nun keinem Ruſſen mehr das Heranſchleichen erleichtern wird, und immer wieder ſſſſſ pfeift es einmal. Einer

Mutter Sohn ſinkt langſam um. Ganz langſam. Er atmet nicht mehr. Schon iſt ſeine Seele entflohen. Schnell. Iſt doch ein Reitersmann! Schwer iſt es für ſie, die Reiter im Graben, deren ganzer Waffengeiſt Bewegung, Schnelligkeit, Vorwärtsdrang bedeutet, hier ſtillzuliegen und, ſtatt zu attackieren, ſich beſchießen zu laſſen. Aber ſie tun es, wie es der tote Reiter freudig für ſein Vaterland getan. Mit ſeinen Kameraden lag er Wochen, Monate im Graben, und hinten ſtand ſattelleer ſein treues Roß. Nun er ſeiner Pflicht auf Erden ledig iſt, bleibt wohl ſein Leib im Grabe zurück, ſeine Seele aber ward wieder Reiter. Und einer ſagt, indem er in die ruhigen Züge des Toten ſieht: „Er iſt fortgeritten!“ Ja, ſeine Seele ritt fort aus dem Graben. Nicht Schritt. Nicht Trab. Nein, nun ſie freigeworden iſt: Galopp. Mit drei Kreuzen (drei Kreuze bedeutet ſo ſchnell wie möglich) wird er vor den Gott der Deutſchen treten: „Meldung von der .... K. D. An der Düna halten ſächſiſche Reiter im Graben bis zum Tode treue Wacht!“

Aber Kopf hängen laſſen gibt es bei den Reitern nicht. Der Tote wird zur Seite gelegt, bis man Zeit hat, ihn zurückzutragen. Eine Zeltbahn deckt ihn zu und der Schnee, der in dichten Flocken niederfällt.

Durch tiefes, kaltes, lockeres Weiß geht der Weg weiter. Maſchinengewehre tauchen auf, die ganze Flußwindung abzumähen. Stehen auch irgendwo als Abwehr gegen Flieger, und der ganze heimliche Humor, in liſtigen Worten verborgen, kichert, als der brave Ulan, auf die Frage, ob ſie denn ſchon einmal Flieger abgeſchoſſen hätten, treuherzig zur Antwort gibt: „Nee, noch nicht, mir wolln ſe erſcht ſachte raangewöhnen!“ Unwillkürlich blickt alles zum Himmel auf. Es ſchneit. Jetzt kommt kein Flugzeug, und ſchwirrte dort oben wirklich eines über tiefhängenden Schneewolken: es ſähe nichts. Doch jetzt lichten ſich die Schleier über der Düna. Ein einziges Bild dieſer gewundene, vereiſte, beſchneite Flußlauf, an dem ein zerſchoſſener Kirchturm in den fernen blauen Winterhimmel ſchneidet. Und dieſe feierliche Stille bei Freund und Feind, als könnte gar nicht Krieg ſein! Eine Inſel liegt im Strom. Sie gehört keinem der Gegner. Solange ſie einſam bleibt, geſchieht ihr nichts, bekommt ſie aber Beſuch, ſo beginnt das Funken,

Knallen, Plauzen, Krachen von allen Seiten. Aber sie schweigt. Der Schnee hört auf zu fallen. Die Wolken dort oben wehen fort.

Am nächsten Tage ist blauer Himmel, und den frischen, glitzernden Schnee benutzen die Schiläufer — denn alles können sie, die Reiter im Graben — zu Übung und Ausflug. Einer ist unter ihnen, ein großer, ebenmäßig gewachsener Ulan mit glattrasiertem, offenem Gesicht, der lächelnd gute Zähne zeigt, wie einst, als ihn, den Meisterspringer, das „Schiheil!“ des jungen Volkes in den Bergen umklang. Wie der Oberleutnant v. d. P. da auf seinen Schiern so selbstverständlich steht, genau so, wie er geht oder zu Pferde sitzt, ist es plötzlich, als läge nicht die russische Schneebene des härtesten und schwersten Krieges vor den Blicken, sondern bayerische Berge öffneten sich mit ewigen Fels- und Schneehäuptern. Der Sprunghügel von Partenkirchen ist schwarz umsäumt von Zuschauern, die am steilen Hange wie in Waben hängen. Die Wettspringer sausen den Anlauf hinab, scheinen zu steigen, hoch in die Luft hinaus, rudern, schweben mit ausgestreckten Armen, sinken, landen und schießen auf dem unerhört steil niederfallenden Boden hin. Immer weiter wird der Sprung, immer höher fliegen die Kühnen ins Bodenlose hinaus.

Dann kommt einer ganz allein, fährt noch rasender, steigt noch höher, saust noch weiter ins Leere. Am weitesten von allen. Den Zuschauern steht der Atem still. Manch Mädel greift erschrocken ans Herz. Er landet: gestanden ist der Sprung, und der Skiläufer rast weiter den Schneehang noch hinab. Wer ist der Meisterspringer? Man fragt. Leutnant v. d. P. von den sächsischen Ulanen. Da tönt ein einziges Rufen, ein donnerndes Schiheil! Frauen blicken sich an, neigen sich vor, ihn noch zu sehen, junge Schiläuferinnen werden rot vor Erregung. Der Leutnant aber, der Leutnant ist fort. Abends werden Preise verteilt. Im Saale dicht gedrängt sitzt das junge Schivolk: deutsche Jugend. Auch ein paar Grauköpfe sind darunter — jung geblieben. Eine Rede steigt, herrlich, deutsch, vorahnend fast den Krieg: „Wir wollen unsere Jugend nicht länger beim Alkohol, bei Qualm und ödem Gewäsch in dumpfen Stuben vertun, wir wollen hinaus in Gottes freie Schöpfung, die nie schöner ist als im Schnee. Ein gesundes, ein starkes Ge-

ſchlecht brauchen wir Deutſchen. Brauchen einmal kräftige Frauen, brauchen ſtarke Männer, die nichts beſſer erzieht als der Schiſport, der Herz und Leib ſtärkt. Wir brauchen ſie für die Zukunft, für das, was uns Deutſchen vielleicht einmal drohen wird: den Krieg. Da iſt es uns eine hohe Freude, daß gerade ein deutſcher Offizier hier den weiteſten, den kühnſten Sprung getan hat. Der ſächſiſche Ulan Leutnant v. d. P. Schiheil! Schiheil! Schiheil!“ Ein Donner dröhnt, wie ihn der Saal nie gehört, ein Donner zu Ehren des ſächſiſchen Offiziers, damit der Armee, die heute vor dem Feinde ſteht. Dann Totenſtille. Wo iſt der Leutnant? „Abgereiſt. Sein Urlaub war zu Ende!“ Das iſt der Soldat, der Deutſche, der Mann der Pflicht. . . .

Aber die Berge verſinken. Über die roſige Schneeweite gleitet der kühne Meiſterſpringer davon mit ſeinen Reitern im Graben! Ja, mancherlei fand ſich hier zuſammen bei der Lanzengilde. Bei jenem Regiment ſchwerer Reiter, dem einſt der große Maler Fritz v. Uhde als Rittmeiſter angehört, war auch jener Oberleutnant im Felde, der die ritterlichen Lieder des Freiherrn Börries von Münchhauſen ſchrieb. An der Rawkaſtellung, in Polen ſaß er einſt mit den Kameraden im Keller des abgebrannten Schloſſes Nowy Dwor. Ein Ofenrohr war durch die Decke ins Freie getrieben, und, o Wunder, durch dieſes blickte mit einem Male der Vollmond erſtaunt in die Runde der deutſchen Offiziere. Da ſagte, aufgefordert, ein Gedicht zu machen, in jener Stimmung voll Mondſchein und Krieg, der Mann mit dem „Herz im Harniſch“, kurz gefaßt:

„Im alten Schloſſe Nowy Dwor,
Da ſchien der Mond durchs Ofenrohr,
Das kam mir wirklich — polniſch vor!“

Vielleicht wird es noch einmal eine Ballade! Bei Reitern im Graben kann man's nicht wiſſen.

Wie nun der Himmel wieder wolkenrein iſt, tönt plötzlich ein Surren. „Flieger!“ ſchallt der Ruf. In unerreichbaren Höhen kommt die kleine Libelle gezogen. Nacheinander läßt ſie, ganz harmlos, drei Eier fallen. Sie machen ein wenig Lärm, reißen große Löcher in die Erde und fallen verflucht nahe, aber Gott iſt mit den Reitern: Keinem haben ſie etwas

getan, nur alle Fenſterſcheiben brachten ſie zur Strecke. Hart hier draußen in Schnee und Eis der Oſtfront! Doch ein verlaſſenes Treibhaus muß ſeine letzten Gläſer hergeben. Während ſie am Werke ſind, zu ſchneiden und zu kitten, geht's hinaus mit dem Schlitten zum alten Lettenfriedhofe. Jener, der mit drei Kreuzen in den Himmel ritt, ſoll nun hier unter nur einem ruhen. Die Sonne iſt im Sinken. Sie ſcheint über die verſchneiten Gräber und küßt das große, leere Balkengerüſt, ſchattenwerfend dort, wo einſt die Glocke hing, die der Ruſſe mitgenommen hat. Sie rötet die Geſichter der ſchweren Reiter, die um die Grube ſtehen, daran der Sarg, von Kameradenhand gezimmert, bemalt, geſchmückt. Ihm zu Häupten ſteht der Oberſt, groß, ernſt, unbeweglich. Der Feldgeiſtliche ſpricht. Die Reiter präſentieren den Karabiner mit dem aufgepflanzten Seitengewehr. Die Offiziere grüßen. An Stricken ſinkt der Sarg hinab, nicht allzu tief, denn es war wenig Zeit zum Graben, und drüben donnert der Feind. Während ſcheu, beſcheiden im Hintergrunde Panjeweiber mit Kränzen ſtehen — vielleicht lag der Gefallne dort im Quartier — treten nacheinander Oberſt, Offiziere, Unteroffiziere, Reiter an das gelbe Loch. Sie werfen, denn für alles iſt geſorgt, dem Kameraden Tannenzweige nach. Erde würde poltern. Schollen täten weh. Alle zeigen ſtrenge Geſichter, und einem, der im Graben immer neben dem toten Kameraden ſtand, mit ihm im Unterſtande lag und während der Ruhezeit hinten mit ihm beim Panje wohnte, rinnen die Tränen. Die ſchweren Reiter marſchieren ab. Aus der Ferne hallt ihr Geſang. Ein ernſtes Lied, ein tapferes vom Vaterland, ein heiteres darauf: Lachen und Tränen in einem Sack. Muß ſo ſein. Es iſt Krieg, und die Seelen ſollen oben und froh bleiben.

Lang iſt die Heimfahrt im Schlitten, ſchon in völliger Nacht, kalt und dunkel. Am Himmel brennt ein roter Stern, wie Blut, brennt die Venus weiß, alles überſtrahlend, was dort oben glänzt. Am ganzen Horizont aber ſteigen die Leuchtraketen, ſchweben, ſinken, verlöſchen. Die Venus nicht. Immer wieder zuckt es auf drüben an der Dünafront, jenes wunderbare Feuerwerk der Nächte des Krieges. In Augenblicken ſcheint der ganze Himmelsrand in Flammen zu ſtehen. Aber

über den Feuern der Menſchen ſtrahlt die Venus in ruhigem, hellem Glanz, als wollte ſie ſagen: Ihr Armen da unten macht es mühſelig hell, euch beſſer zu töten, und ſeid doch morgen vergangen, während ich leuchte bis über eurer armen Welt Ende. Doch auch das Licht der Venus verbleicht. Der Mond iſt aufgeſtiegen: hell blendet der Schnee. Die Reiter ſind ſchlafen gegangen. Sie kümmern ſich nicht um das Surren des Propellers, das jetzt wieder geſpenſtiſch klingt. Im fahlen Licht des Mondes kommt der feindliche Flieger zurück. Läßt abermals drei Eier fallen. Feuer zuckt aus der getroffenen Erde. Bum. Bum. Bum. Die da unten, ſo übel bedacht, fahren aus Träumen der Heimat. Was war das? Es iſt Krieg! Sie legen ſich auf die andere Seite, die Reiter im Graben. Bald klingen ihre ruhigen Atemzüge, als ſei nichts geſchehen.

Der Sonderauftrag

Das Garde-Regiment schwerer Reiter rückte am Abend des 1. Oktober 1914 in die Quartiere um Bendkow, einem kleinen Neste südöstlich von Lodz, dem Industriemittelpunkte Polens. Schon wollte man sich, nach anstrengendem Marsche, karger Ruhe hingeben, als gegen 7 Uhr ein Befehl einlief. Major E., der Führer des Regiments, hatte einen Sonderauftrag erhalten, der ihn bis zu seiner Erfüllung frei ins ungewisse vorstoßen ließ. Ehre und Freude für Reitersleute, wurden sie doch dadurch Geist und Zweck ihrer Waffe gerecht, weit vorgreifend, dem Heereskörper als Auge und Ohr zu dienen. Der Major befahl die Unterführer der ihm unterstellten Abteilung in einer Stunde zu sich, um den Auftrag mit ihnen zu besprechen. Dann breitete er die Karte aus und saß sinnend darüber, indem er sich den leise ergrauten Feldzugsbart strich. Dem Adjutanten, Oberleutnant v. A., teilte er seine Absichten mit, und der große Offizier stand hinter dem Major und senkte sein glattrasiertes Gesicht mit den guten Augen auf die Karte, daß die Schmisse aus der Korpsstudentenzeit im Haar sichtbar wurden wie Marskanäle. Als die Herren eintrafen, wurden ihnen kurz Auftrag und Absicht mitgeteilt: Die Führer verabschiedeten sich, nur die beiden jungen Reserve-Offiziere blieben zurück, um nähere Befehle für ihre Patrouillen zu erhalten. Nun sah man die mittelgroße, sehnige Jägergestalt des Grafen S.-R., das Gesicht von dunklem Vollbart umrahmt, ruhig wartend, als stünde er auf dem Anstand auf seinem großen heimischen Besitz, während zuerst Leutnant v. M. seinen Auftrag erhielt. Der hochgewachsene Offizier beugte sich nieder,

und in dem glatten, klugen Diplomatengeſicht folgte ein Paar Fechteraugen dem Wege, den der Major auf der Karte wies. Die beiden Patrouillen-Reiter übernachteten im Regimentsſtabsquartier. Sie zogen ſich bald zurück und ſchliefen glücklich ein, denn ihre Aufträge befriedigten ſie nicht allein wegen deren Wichtigkeit, ſondern weil ſie ſo Reiter- wie Jäger- und Fechterherz erfreuten, führten ſie doch mitten durch den Feind.

Am andern Morgen nieſelte der Regen, und die Pferde wurden allmählich dunkel im Haar. Der Weg war lang. Es durfte alſo keine Zeit verloren werden, und die Abteilung ſetzte ſich, knapp nach den Meldungen der Unterführer, in Marſch. Die vierte Eskadron, der die Vorhut zugefallen war, ſchickte Spitze vor und Seitendeckung, dann brach ſie zu vieren ab, und bald hörte man das Quatſchen der Pferdehufe auf der Straße, denn der Weg wurde ſchnell faſt grundlos. Nach gewonnenem Abſtande folgte die erſte Eskadron. Den Schluß bildete die zweite. Und hinter jeder Schwadron kamen Handpferde und einige zur Reſerve, falls Leute ihre Tiere verlören, ſei es durch feindliches Feuer oder auch nur durch Ermattung, denn nach gewaltigen Marſchleiſtungen der Zeit vorher waren die Gäule nicht gerade ſo friſch wie beim Ausmarſch. Krieg! Die Leute zogen in dem näſſenden Wetter ruhig dahin auf der kahlen Straße, nicht von freundlichen Bäumen begleitet wie in der Heimat, ſondern nur, durch trübe Lachen ziehend, als Schmutzband erkenntlich. Tiefe Löcher waren eingefreſſen, daß die Kolonne ſich hier und da teilen oder einen Bogen machen mußte und ſich dergeſtalt wie eine Schlange wand. Über die noch beſtellten Felder, darauf das Kartoffelkraut matt zu werden begann, hing und ſich entfärbte, ſchaute links der Straße, die Ausſicht verſperrend, aus ſandigem Boden dunkler, ſtarrer Nadelwald. Zur Rechten dagegen konnte man weiter hinaus ſehen, und nur leiſe Geländewellen hinderten den Blick, völlig in die Ferne zu ſchweifen. Inzwiſchen ſank ab und zu einmal eines der Fahrzeuge ſo tief ein, daß Gefahr beſtand, es möchte gänzlich ſteckenbleiben. Einem Panjewagen, der, von Polinnen beſetzt, keck aber harmlos auf dem ſonſt todeinſamen Wege fuhr, ſchien es nicht anders zu gehen. Mit dem grenzenloſen Gottvertrauen von Weibern, die, auf ihr Geſchlecht pochend, den

Ernſt des Krieges nicht erfaßt haben, gondelten ſie ohne Ausweis dahin. Vielleicht hatten ſie die Nähe der Deutſchen nicht geahnt, hier, wo ſie noch eben ruſſiſche Kavallerie geſehen haben mochten. Gnade erging vor Recht. Man ließ ſie ungefährdet, ſomit wohl in ihrer Sorgloſigkeit doppelt beſtärkt.

Gegen 10 Uhr kam am Walde das Gleisdreieck, das der Major beſonders bezeichnet hatte, in Sicht. Als ſteile Mauer unterſtrich es den Himmel. Die Pioniere hatten unter der Bahnüberführung hindurch ſchon den Bahnhof erreicht. Für die Bedeutung des Knotenpunktes ſprach das große ſteinerne Stationsgebäude. Da die Schienenſtränge verlaſſen lagen, machte die graue Schar ſich ſofort daran, das halbe Dutzend Gleiſe, das hier lief, zum Sprengen herzurichten. Während ein paar der Leute die Telephon- und Telegraphendrähte durchſchnitten, legten die andern an Herzſtücke und Weichen Sprengpatronen und verdämmten ſie mit Erde. Der Pionier-Oberleutnant S., ein kaum mittelgroßer, aber ſcharfer, drahtiger Mann, wartete mit bewegungsloſem Geſicht, darin der kleine ſchwarze Schnurrbart ſich wie ein Strich abhob, nahm plötzlich, wie beim Befehl daheim, die Abſätze zuſammen und rief: „Fertig!“ Einen Augenblick darauf: „Zünden!“ Die brennenden Zigarren wurden an die Zündſchnuren gehalten, und die Pioniere ſtoben davon. Verlaſſen lagen wieder die Gleiſe, während man gegen den grauen Himmel unabläſſig Tropfen niederfallen ſah. Aber am Boden glimmte, ſchwelte, rauchte es hier und da. Es war ganz ſtill. Mit einem Male in all die erſchreckende Ruhe hinein blitzte, qualmte, dröhnte, krachte es auf dem ganzen Bahnhofsgelände, an faſt einem Dutzend Stellen. Ein Donner klang. Gleisſtücke flogen auf, ſauſten ſchwirrend umher, ſchlugen irgendwo ein. Und im ganzen Bahnhofsgebäude ließ die jäh verdrängte Luft die Fenſterſcheiben klirren und ſplittern, von denen nicht eine ganz blieb. Dann war abermals Totenſtille, als ſei nichts weiter geſchehen. Nur ein paar aufgebogene Schienenenden ſtörten die Ordnung. Und der Regen fiel unabläſſig gegen den grauen, troſtloſen Himmel. Minuten ſtrichen hin. Da kamen die ſtämmigen Leute aus dem großen Keller neben dem Bahnhofsgebäude geſtürzt. Sie prüften die verſtümmelten Gelenke der Weichen. Dann Herz

um Herz. Über ein Dutzend Sprengpatronen hatte man gelegt: jede hatte ihr kurzes Leben gelassen. Und die Pioniere nahmen auf ihren requirierten Wagen schmunzelnd Platz, um sich der Abteilung wieder einzureihen. Die hatte, gleichsam ein Igel, um den Bahnhof und das Dorf zu Sicherung und Abwehr, Stacheln hinausgesträubt.

Der Ort lag langgestreckt wie ein Lausitzer Weberdorf, nur ohne dessen deutsche Sauberkeit. In der Tat schien der Dreck der Landstraße hier noch zuzunehmen, und auch die Gegenwart einer Apotheke konnte daran nichts ändern. Ebensowenig wie die paar ärmlichen Läden, über denen ein deutsch, russisch, polnisch geteiltes Schild den Besitzer nannte. An Stelle eines Schaufensters sah man neben der Ladentür die Gegenstände geschildert, die drinnen feilgeboten wurden: schwere Verirrungen einer Malerphantasie, mit Kinderhand auf Blech und Holz oder an die Wand geworfen. Da sollten Wurst, Schinken, ein Zuckerhut, Hosenträger und Kleiderbügel den Käufer locken. Auf dem triefenden Bürgersteig, zwischen der eklen Gosse und den einstöckigen Holzhäusern, lungerten, spähten, windeten und sicherten dunkelbärtige Juden, deren Schläfenlocken unter den schwarzen Käppchen baumelten. Flohen sie beim Nahen der Abteilung zuerst ängstlich in die Häuser, so wurden sie doch bald zutunlich, als es zu verdienen gab, denn die Landser benutzten den Halt, während das Sprengkommando der Pioniere bei der Arbeit war, um frische Semmeln und Wurst einzukaufen. Als nun aber die dumpfen Schläge der Sprengung vom Bahnhofe her dröhnten, verschwanden die Kastane wehend in den Häusern, etwa als ob vergrämte Kaninchen zu Bau führen. Nun wurden Jäger und Pioniere auf ihren aufgetriebenen Panjewagen an die Spitze des Gros in die Kolonne eingeschoben. Der Sturm trieb Hagelschauer vor sich her, und am Bahnhof, den man 11 Uhr verließ, hatte das Unwetter derartig die Straße überschwemmt, daß, als die Pferde hindurchwateten, das rauschende Wasser hoch aufspritzte. Die Jäger, die auf ihren niedrigen Wagen wie die Rattenkönige Rücken an Rücken saßen, zogen die Beine ein, und Enten, lustig auf dem See kreuzend, flogen schnatternd davon. Das gab bei den Landsern Lachen genug und half

hinweg über all das Triefen von unten und oben, das sie schon bald bis auf die Knochen durchweicht hatte. Ja, der Galgenhumor machte sich sogar darin Luft, daß ein paar der Leute anfingen, zu behaupten, hier sei überhaupt gar kein Feind. Kaum hatten sie es jedoch leichtfertig hingestellt, als man vorn Schießen vernahm.

Leutnant von E. war als linke Seitenpatrouille vorgeschickt, aufklärend und sichernd in der Richtung auf L., gegen die zu zerstörende Bahnlinie. Die gleiche Aufgabe fiel in der Mitte auf der Marschstraße gegen B. dem Leutnant von M. zu und in der rechten Flanke auf B. dem ungewöhnlich tüchtigen Unteroffizier Sch. Als nun Leutnant von E., um Überblick zu gewinnen, auf die Höhe vorprellte, ein gemessenes Kilometer links der Marschstraße und fast ebenso weit von dem Städtchen entfernt, hatte er Feuer bekommen.

Auf dreihundert bis vierhundert Meter lag eine starke Schwadron russischer Dragoner am Vorwerk im welkenden Kartoffelkraut. „Zurück!" rief der Leutnant noch seinen Leuten zu, die ihm folgten, da brach auch schon sein hellbrauner Wallach derart zusammen, daß sein Reiter nicht Zeit fand, sich von ihm zu lösen, sondern unter der schweren Masse des großen Tieres mit dem linken Bein begraben wurde. Natürlich war es jener Fuß, den er zu Beginn des Feldzuges in Frankreich gebrochen hatte. Solche Hemmung mochte beigetragen haben, daß er nicht schnell genug aus dem Sattel kam. Während nun die Patrouille zurückspritzte, mühte sich der junge Offizier, unausgesetzt umknattert und umplautzt, sich zu befreien von dem treuen Tiere, aus dessen Kruppe, von einem Schusse durchs Kreuz, der rote Lebenssaft wie ein Springquell stieg. Er stemmte, immer von das Kartoffelkraut ratsch durchsetzenden Schüssen besprüht, den rechten Fuß gegen den Sattel, bis es ihm endlich gelang, das Bein herauszubekommen. Die Parabellum-Pistole in der Hand, das einzige, das er vom Pferde nehmen konnte, eilte er zurück. Ab und zu warf er sich nieder, den Anschein einer Verwundung zu erregen. Dann ließ sofort das Feuer nach und begann von neuem, wenn er ein Stück kroch oder lief. Aber in dem schweren Sturzacker, dem triefendnassen Kraut, kam er nicht eben schnell vorwärts, und der kahle

Hang, auf dem kein Buſch, kein Baum wuchs, bot keine Deckung. Auch auf der Straße drüben, die er überſehen konnte, war das Regiment noch nicht zu erblicken. Nur die Leute der Patrouille ritten, dem Befehle nach, zurück. Inzwiſchen war eine Anzahl ruſſiſcher Dragoner aufgeſeſſen und preſchte vor bis über das abgeſchoſſene Pferd hinaus, das von der Höhe ſich unbeweglich abhob. An zwei Dutzend mochten es ſein, die nun bis auf dreißig Schritt herankamen. Sie ſtoppten ab, als Leutnant von E. die Piſtole erhob, fuchtelten mit den langen, kahlen Lanzen, und als er fünf Schuß abgab, machten ihre Tiere kurz kehrt und ſtoben davon. Der Offizier ward jetzt von ſeiner Patrouille aufgenommen. Sie hatte ſchon vorreiten wollen, ihrem Leutnant zu helfen, als ſie auf der Straße, von der ſie nur noch fünfhundert Schritte trennten, die Abteilung in Anmarſch ſah.

Das Schießen war allgemein geworden, denn Leutnant von M., der die Mittelpatrouille geführt, hatte bereits gemeldet, das Vorwerk ſei vom Gegner beſetzt, nicht minder, wie es ſchien, auch der Süd- und Südweſtrand des etwa zwei Kilometer entfernten B. Es lag in einer leichten Bodenſenkung, daß man Dach über Dach ſah. Eine Jägergruppe aus der Vorhut erhielt von Major E. den Befehl, ſich in den Beſitz des Vorwerkes zu ſetzen. Der Reſt der Jäger unter Leutnant von S. (ſpäter gefallen) und die 4. Eskadron ſollten den Ort ſelbſt angreifen. Und nun entſpann ſich jenes kennzeichnende Gefecht, das ein Feind liefert, dem im Zurückgehen die rechte Stoßkraft nicht mehr innewohnt: überall tauchte etwas auf. Der ganze Stadtrand ſchien beſetzt. Aus dem Vorwerk flohen Geſtalten. Irgendwo ritt einer. Irgendwo knallte es.

Da es nun aber ſchon Mittag geworden war und es galt, vorwärts zu kommen, um den Auftrag zu erfüllen, andererſeits die Pflicht jedem Führer gebot, unnütze Opfer zu erſparen, endlich auch die Jäger um Unterſtützung durch Artillerie baten, zog Major E. die beiden Geſchütze links der Straße heraus. Wie der Teufel brachte der kleine Leutnant H. mit ſeinem dunklen, glatten Geſicht, über deſſen Wange der Regen troff, die beiden Kanonen vor. Schwer, denn von den tiefen Wegen waren die Pferde ermattet, und im noch tieferen Acker ſanken

die Räder faſt bis zu den Achsbuchſen ein. Die ſchweren Reiter ſprangen von den Pferden, halfen die Geſchütze ſchieben, griffen drehend in die Speichen, und unter Anfeuern, Fluchen, Lachen, beim Waſſer, das aus den Poren drang, wie bei jenem, das vom Himmel tropfte, in Quatſch, Sand, Lehm, Dreck, erreichten die beiden Geſpanne weſtlich der Straße und ſüdlich des Vorwerkes einen Punkt, der gutes Schußfeld bot. Die Beſpannung raſte herum, die Geſchütze wurden abgehoben, und die Protzen gingen zurück. Dann quirlte die Bedienung um die großen Donnerbüchſen. Auf rund 1800 Meter, an der Außengrenze des Karabinerfeuers, zugleich eine Entfernung, bei der es den reitenden Brummern ganz leicht und wohl ums Herz wird, ſandten ſie ihre Leckerbiſſen pfeifend und heulend gegen den Weſtrand des Ortes. Die Entfernung wurde nach dem erſten Schuß verbeſſert. Bald lag der Sprengpunkt gut: nicht in Wolken, nicht im Dreck, ſondern ſo, daß der praſſelnde Inhalt der verflucht ekligen Einmachbüchſen auf Vorgärten, Straßeneingänge und Häuſer ſpuckte. Man ſah und hörte: Rauchwolke und Knall hier, Feuerſchein und Qualm drüben, dann kam — bum — das Echo zurück. Vier Lagen genügten. Jäger und Reiter reckten aus Kraut und Acker freudig die Köpfe. Das Feuer der Ruſſen ſchwieg. „Sie hom ſich verkriemelt!“ rief ein Landſer, und ein Gefreiter gab zurück: „Du Maske, 's Schießen kenn ſe nu mal nich vertragen!“

Als jetzt Stille eintrat, wurde den Jägern am linken Flügel ein ſeltſames Schauſpiel. Auf der Höhe wimmelte es plötzlich. Ruſſen? Schon wendeten ſich Gewehre dorthin, als man die ſchleichenden Geſtalten erkannte: „Das ſein ja Bapſer (Ziviliſten)“, rief ein Reiterunteroffizier. Ein paar Juden hatten ſich Leutnant von S.' totem Pferde genähert, um die Packtaſchen zu leeren. Die Jäger ſchickten den Hyänen des Schlachtfeldes einige Schreckſchüſſe über die Köpfe, daß ſie ausriſſen wie eine Hammelherde beim Gewitter. Dann ritt der Unteroffizier hinüber, um Sattel, Zaumzeug und Packtaſchen zu bergen. Mitten in all der Schießerei ſtand Oberleutnant S. ruhig wie auf dem Pionierübungsplatz und gab ſeine ſcharfen, kurzen Befehle, um die Telegraphenſtangen umzulegen, wie man Feinde umlegt in dieſem Kriege. Nur nicht mit Pulver

und Blei, ſondern mit der großen Schrotſäge, die zwei Mann — Zimmerleute daheim — hin und her zogen, bis der hohe Pfahl krachend umſchlug.

Die vierte Eskadron prellte nach B. hinein und hindurch. Abermals fuhr in jeder Tür ein fliegender Kaftan zu Bau, denn ſobald das Schießen aufgehört hatte, waren die verängſtigten Juden wieder aus den Häuſern gekommen, bis Pferdegetrappel und das Nahen der Reiter ſie verſcheuchten. Doch von neuem tauchten ſie nun auf, machten auf Befragen mit lebhaft redenden Händen ihre Angaben über die Zahl der Ruſſen. Die pendelten zwiſchen fünfzig und fünfhundert, welch letztere Zahl, wenn auch die Grenze nach oben, die richtigere ſchien. Rittmeiſter Freiherr von S. ließ den Ort eilig durchſuchen und ſichern, während Leutnant Graf P. von der gleichen Schwadron mit vier Mann den Auftrag erhielt, die Fernſprechleitungen zu zerſtören. Ein paar alte Juden ſchloſſen die Poſt auf. Da aber der Schlüſſel zum Dienſtzimmer fehlte, ſchlug der nordiſch große blonde Offizier eine der Türfüllungen mit einem Hiebe der Fauſt lachend ein, daß die Bretter umherflogen. Nur ein Schmächtiger konnte hindurchſchlüpfen. Einen der zwei Reiter ließ der ſchmale Schlitz auch durch, des anderen Körpermaß dagegen erlaubte es nicht. So rief er einem der beiden Pferdehalter draußen zu: „Du kumm mal, alter Hanake, kumm mal rein, mei Bauch geht nich durch, du haſt ja keenen!“ Dann tauſchten ſie, und der ſchmälere zwängte ſich hinein. Über 40 Leitungen ſchnitten ſie da drinnen den Lebensfaden ab.

Es hatte aufgehört zu regnen, ja mit einem Male brach die Sonne durch, und als ob das warme Himmelslicht auch die Einwohner freundlicher geſtimmt hätte, begannen die Straßen ſich zu beleben. Die Leute ſtaunten die deutſchen Reiter an. Eine Anzahl Polen ſtand da in hohen Stiefeln, die Pumphoſen hineingeſteckt, die blauen Schirmmützen im Nacken. Daneben Frauen und Mädchen in ihren groben, bunten, ſelbſtgeſponnenen, gefältelten Röcken, die Hüftlinie nach oben verlängert. Die ſchuh- und buſenloſen Weiber ſpielten verlegen an den Halsketten mit bunten Steinen und drückten ſich ſcheu aneinander. Eine, deren Haar weizenblond unter dem Kopftuch hervorſah,

miſperte mit der Schweſter und wies neugierig auf die Spitzen an den grau überzogenen Helmen. Ein anderes Mädchen, voll ſtiller Schwermut in den dunklen Augen, ſchob eine ruſſiſche Soldatenmütze, die als einziges Zeichen feindlicher Anweſenheit in einer Blutlache lag, mit dem Fuß zur Seite, faſt als könnte ſie neben den kriegeriſchen Stahlhauben den Tuchfetzen nicht mehr ſehen. Aber ſolch ſtädtiſche Bilder zogen ſchnell vorüber, denn längſt hatte die Vorhut den Nordweſtausgang des Gutes erreicht. Dort ragten an der Wegegabel hohe Mauern, hinter denen, ungeſtört vom Kampf der Lebenden, die Toten ſchliefen. Im hellen Sonnenſchein, der nun lachend über der welligen Landſchaft lag, ſah man deutlich auf der Höhe nördlich der Stadt einzelne feindliche Reiter. Leutnant Graf P. war eben von ſeiner Telephonzerſtörung zurückgekehrt. In junger Kampfesfreude wollte er die Dragoner, Koſaken, Tſcherkeſſen, oder was es war, abſchießen, doch Rittmeiſter Freiherr von S. mit dem hellblonden Schnurrbärtchen in dem dunkel gebrannten Geſicht hob die gute Reitergeſtalt, an der kein faules Pfund ſaß, in den Bügeln und meinte, indem er einen Blick warf auf die Uhr am Gelenk der Zügelfauſt, einen zweiten nach vorwärts, einen dritten aber zum Regimentsadjutanten, der vorgeritten war, und trieb, ſie dürften keine Zeit verlieren. Schon kam auch das Gros in Sicht. „Eskadron Trab!“ Eine Strecke wurde auf dem nun guten Wege getrabt, die Augen überall, denn vor ihnen dämmerte ein Wald, durch den die Straße lief. Dort lebte es. Links ſchien ſich's auch zu bewegen. Der dichte Eichenunterwuchs im mageren Kiefernbeſtande ſchlug zuſammen. In einer Schonung rechts verſchwand etwas. Überall die nicht zu faſſende unheimliche Gegenwart eines Feindes, der wimmelte, krauchte, umherſpähte, aber nicht den Mut fand, ſich zu ſtellen. Um ſo erſtaunlicher, ja verdächtig einfach, mußte es genannt werden, daß, als das Waldſtück, das die Straße in ſeine Arme nahm, durchſtoßen war und ein freier Blick ſich auftat, nur im Norden wieder von einem langgedehnten Forſt begrenzt, unverſehens zwei Eskadrons auftraten. Seltſam aufdringlich bewegten ſie ſich dort, als wollten ſie locken, verführen zur Attacke. „Kommt doch!“ ſchienen ſie zu ſagen. Aber es war nur eine Maske. Das enthüllte die unvorſichtig verräteriſche Unruhe in

einzeln liegenden Gehöften, vor allem dem Vorwerk B., unweit westlich der Marschstraße. Die Attackierenden wären von Karabinerfeuer empfangen worden.

Da mußten denn die Jäger, die im hellen Sonnenschein so gemütlich ihre nassen Sachen hatten trocknen lassen, herunter von ihren Panjewagen. Die Maschinengewehre wurden vorgezogen, und mit dem ersten scharfen Feuer war der Gegner wie weggeblasen. Auf dem runden Rücken der beackerten Hügel sah man die Pferdespuren der russischen Dragoner auseinanderspritzen, etwa wie aus einem engen Blumengefäße, das die Stiele bindet, die Blumen ihre Stengel voneinander gebogen nach außen hängen lassen. Doch kaum hatten die Jäger ihre geliebten Panjewagen wieder erklettert und ließen sich mit befriedigtem Uff in die Sitze fallen, als es abermals knallte und die Grünröcke seufzend heraus mußten, um auszuschwärmen. Dann kam Meldung auf Meldung von der Spitze: Bei S., einer Häusergruppe vorwärts an der Straße, wurden mehrere Eskadrons Kavallerie gesehen. Andere gingen zurück in der Richtung auf B., und auch westlich bewegten sich einzelne Schwadronen Kurz, die Abteilung war umschwärmt und umsummt wie das Flugloch am Korbe vom Bienenschwarm. Da kam man nur langlangsam vorwärts. Pferde gingen verloren: bei den grundlosen Wegen, dem tiefen Boden, ließ die Artillerie manchen braven Gaul liegen, die Schwadronen nicht minder, so daß die Zahl der in Reserve mitgeführten Handpferde zusammenschmolz. Hier und da mußte schon ein Landser, dessen treuer Hanne ein mitleidiger Schuß die Qual langsamer Entkräftung genommen, auf die Panjewagen steigen. All das fraß Zeit. Und auch leichteren frohen Geistern wurde deutlich, nun man noch ein Fünftel des Weges vor sich hatte, dazu die Sprengung, endlich den ganzen Rückmarsch, wie solcher Sonderauftrag weit vor der Armee in unbekanntem, kaum bemeldetem, wegeschwierigstem, regendurchweichtem, vom Gegner beunruhigtem Feindesland nicht eben einem Spazierritt glich etwa an schönem Herbstmorgen in sonniger, märchenstiller, heimatlicher Heide. Auf dem Führer aber lastete jenes, was schlimmer ist als Kugelgezisch, das altern macht, die Kriegsjahre verdoppelt, an Nerven und Kraft zehrt: das Gefühl der Verantwortlichkeit. Jener Aus-

gleich, überall in der Natur wiederkehrend, indem er dem jüngeren Offizier nur die augenblickliche Leistung zuweist, dem älteren dagegen als Gegengewicht der dickeren Achselstücke die Vertretung dessen, was er tut, vor Kameraden, Regiment, Vorgesetzten, Oberster Leitung, ja vor Volk und Geschichte.

Da nun die Stunden vorrückten, so kam Major E. mit sich überein, das Tageslicht zu nutzen, und gab, als sie sich dem letzten Dorf vor St. näherten, den Befehl.

Wie nun dieser Befehl kaum heraus war, — die vierte Stunde mochte verstrichen sein — meldete die Spitze, daß auf jener Straße, welche die zu zerstörende Bahnlinie begleitete, im Schritt 8—10 Eskadrons marschierten. Sie wurden sichtbar. Ahnungslos zogen sie ohne Sicherung dahin. Die Maschinengewehre mochten anderthalb, die Geschütze knapp 2 Kilometer entfernt stehen. Beide suchten und fanden ihre Opfer. Über die harmlosen Bummler, die schläfrig auf ihren Schindern hingen, schütteten nun plötzlich die beiden Kanonen ihren Segen aus. Die Maschinengewehre begannen zu stottern. Die gemütlichen Reiter drüben, so grausam aus ihren Träumen gerissen, stoben auseinander, ein herrlich farbiges Bild im Sonnenschein, breiteten sich rückwärts aus und jagten in wilder Flucht die Straße hinab nach St. hinein, als sei Beelzebub mit Schwefelgestank und Rauch unter sie gefahren, ihre armen Seelen zu holen. In der Tat mußte er eine nicht unbeträchtliche Zahl erwischt haben, denn auf der Straße sah man nun zwar keine Marschkolonnen mehr, dafür dunkle Flecken: gefallene Pferde und Reiter, von ihrer heimatlichen Sonne lächelnd bestrahlt. Das Reitergeschwader schien nach Norden ausgebrochen zu sein, denn seine Marschstraße durch St. nach B. konnte man als kahlen wagerechten Strich unter dem Rande der Himmelsglocke sehen. Wie nun aber die beiden Geschütze endlich ihren ehernen Schnabel hielten, bot sich plötzlich ein neues Ziel. Eben jenes Straßenstück rechts wurde lebendig von rasenden, fliehenden, feindlichen Schwadronen. Sie überholten eine Wagenkolonne, die mit grenzenlosem Russenvertrauen dahinknarrte. Als nämlich die Gläser der sächsischen Reitersleute sie den Blicken heranzogen aus Nebel zu scharfen Umrissen, war trotz der Entfernung aus ihrer Haltung zu erkennen, daß die dort drüben schliefen, wie

nur Kutſcher auf friedlicher Landſtraße ſchlafen können. Aber ſie wachten übel auf, ſofern nicht einer geradenwegs aus zeitlichem in den ewigen Schlaf hinübergaukelte. Als die Artillerie bum—ssssſ-huiiii-huu-bum ihren Gruß ſandte, ſah man wohl zwanzig Wagen kippen, umfallen, zerfetzt umherfliegen, ſah man Pferde durchgehen, Leute liegen, ſpringen, kribbeln, rennen. In den wüſten Wirrwarr jagten die fliehenden Reiter hinein, raſten auf der Straße nach Nordoſten ſinnlos weiter, daß ein paar vorjährige Rekruten ſich den Wanſt hielten vor Lachen. Am Ende dachten ſie daran, wie ſie einſt auf dem Reitplatze der Schwadron händeringend ſelbſt Entdeckungsfahrten über den ganzen Kaſernenhof angetreten hatten.

Aber der Sonderauftrag trieb die Abteilung weiter, über St. hinaus. So ließ man die Verwundeten weſtlich, die Wagen öſtlich St. liegen. Die Einwohner des Ortes würden ſich ſchon beider erbarmen. Juden und Polen ſtanden aufgeregt auf der Straße. Sie erzählten, die Koſaken hätten viele Verwundete mitgeſchleppt, ja ſogar auf Pferde gebunden, gleich dem ſeligen Mazeppa der Ukraine, den man einſt zur Strafe auf einen Gaul geſchnallt und in die Steppe hinausgejagt. Sie ſprachen von gewiß zwei Regimentern, hier ſo unrühmlich geflohen. Beim Abſuchen des Ortes nahm man den Einwohnern ſattelleere ruſſiſche Pferde ab, die ſie ledig eingefangen hatten. Welche darunter trugen Sanitätsbahren, je ein Gaul davor- und dahintergeſpannt, wie an den Sänften des Mittelalters. Allerlei Beute wurde in der Eile gemacht. Wachtmeiſter F. der erſten Eskadron (kurz darauf vor Mitau durch Schrapnellſchuß gefallen) war ſtolz, wie nur der älteſte Wachtmeiſter ſein kann, auf einen Pelz, der ihm im nahenden Winter noch gute Dienſte leiſten ſollte. Die ruſſiſchen Offiziere hatten Wagen mit ihrem geſamten Gepäck zurück gelaſſen. Zum Mahle ſtand ſchon die Tafel gedeckt. Da lief manchem das Waſſer im Munde zuſammen, denn unterwegs beim Halten hatte man nur eſſen können, was man kalt in den Packtaſchen mitgeführt. Da nun aber die Uhr am Turm der ſteinernen Kirche längſt mehr als die fünfte Stunde zeigte, es nicht lange Tag blieb und die Bahn, der die Unternehmung galt, immer noch 4 Kilometer entfernt lag, ſo mußte das Eſſen dem Wirte bleiben. Es entging beiden

Gegnern: dem Ruſſen aus Mangel an Herz auf dem rechten Fleck, den deutſchen Reitern, weil die Pflicht rief.

In Richtung auf S. ſtieß die Vorhut weiter durch Sm., ein elendes Holzneſt. Nun alles der Entſcheidung zudrängte, die Sonne verſunken war, Abendſchatten dunkel fielen, ging es Schlag auf Schlag. Ein Zug unter Leutnant von G. (gefallen bei Sk.) wurde nach Norden vorgeſchickt, um Bahnhof, Telegraph und Fernſprecher zu zerſtören. Die Jäger gegen Sm. entwickelt, bekamen Feuer, blieben aber nichts ſchuldig. Zwei Kaſakeneskradons flohen mit Hufgeklapper in die anbrechende Dunkelheit hinaus. Über die M. ſetzten ſie, deren ſumpfige Ränder Herbſtnebel umſchwebten. Auch aus S., nun ſchon dicht an der Eiſenbahn, blitzte das Mündungsfeuer von Kaſakenkarabinern auf. Wieder klapperte, huſchte etwas in die Nacht hinaus, die um ſo früher eingefallen war, als der Himmel ſich neu mit Wolken bedeckt hatte und es wie am Morgen zu regnen begann. Was tat es! Man wurde auch wieder trocken, und was alle Geiſter auffriſchte: man war endlich am Ziel!

Die Schwadronen ſaßen ab ſüdöſtlich des Ortes. Sicherungen wurden nach allen Seiten vorgeſchoben, die Maſchinengewehre auf einer Anhöhe ſüdlich in Stellung gebracht, ſo daß ſie jeden etwa vorprellenden Gegner freundlich empfangen konnten. Währenddeſſen gingen die Jäger gegen die Bahnlinie vor. Bald ſichtbar trotz Abenddunkel und Regenſchleiern, denn ſie lief auf einem Damm. Die Niederung der M. war durch ein eiſernes Ungetüm überbrückt, mehr als ein Drittelhundert Meter lang. Nun verließen auch die Pioniere ihre Wagen, auf denen es alles in reicher Auswahl gab, um Hinderniſſe zu beſeitigen, zerſtörte Verbindungen wieder anzuknüpfen: Spaten, Beile, Kreuzhauen, Sägen, Brecheiſen, Nägel, Taue, Drahtſcheren, vor allem aber die Sprengmunition. Sie bepackten ſich mit jener Kraft, die, in kleinen Raum gezwängt, ſich Platz ſchaffend, mit Rieſenatem auch das gewaltigſte Werk der Menſchenhand beiſeiteräumt, als ſei es ein Nichts. Wie ſie die ſchweren Kaſten mit den Sprengpatronen zu zweit im Laufſchritt vortrugen, fielen wieder Schüſſe: Verſprengte Ruſſen. Einen Augenblick darauf kamen ſie an einem

vorüber mit den roten Hoſenſtreifen der Kaſaken. Jener Jäger, der ihn eben geſtreckt, kniete mitleidvoll neben dem Feinde, ſein eigenes Verbandpäckchen in der Hand. Vergebens: Die brechenden Augen erkannten nicht mehr, daß ein deutſcher Soldat dem gefällten Feinde wie ein Bruder half.

Über dem Sumpflauf der M. ſchnitt jetzt in Häuſerhöhe der dunkle, wagerechte Strich des eiſernen Hängewerkes in den Himmel. Sie hatten für alle Fälle aus dem Dorf eine Leiter mitgeſchleppt. Die wurde nun, während oben auf dem Damm der ſichernde Jägerpoſten ſtand, an den linken Brückenpfeiler gelehnt. Dann reihten ſie eines der unſchuldigen Käſtchen an das andere, bis gegen dreihundert Sprengkörper dort klebten, etwa wie ein Weſpenneſt ſtechendſter Art an der Mauer. Still wurde es mit Draht angeſchnürt. Still die Sprengkapſeln eingeſetzt. Leiſe gluckſte dazu im Sumpfgraben das Waſſer der M., leiſe fiel der Regen auf Gras und Blatt. Die Pioniere ſprachen kein Wort: Zeichen, Griffe. Man hatte es ja gelernt. Es ging nicht anders als bei einer Übung. Nur daß draußen rundum feindliche Dragoner kreiſten, drüben der Kaſak ſeinen letzten Seufzer tat und auf der Straße bei St. Verwundete ſtöhnten, wie vielleicht mancher andere noch, den der Feind bei Flucht und Eile hatte liegenlaſſen müſſen. Im Kartoffelkraut waren ſie hingeſtreckt, im Eichenunterholz, im Föhrenwald, auf dem Acker, von Nacht und Nebel verborgen, vom Regen heute, von Tränen einſt betaut.

Die Jäger eilten zurück. Gefreiter W. von den Pionieren, der immer qualmte — natürlich nur um Zündſchnuren in Brand zu ſetzen — nahm den Glimmſtengel aus dem Mund und blieb lauernd ſtehen. Er wartete auf das Zeichen. Noch war alles ſtill. Man hörte auf der Straße Jäger und Pioniere zurücklaufen. Plötzlich klang in das leiſe Rieſeln des Regens hinein, hinein in das Schweigen der Nacht am Feinde des Oberleutnants ſchriller Pfiff. Der Gefreite zog ſchnell noch einmal an ſeiner Zigarre, dann hielt er die aufglühende Spitze an die Zündſchnur.

Die Reiter ſtanden neben ihren Pferden. Aus dem Dorfe waren freundliche Einwohner gekommen, die das gleiche Blut trieb: Deutſche Anſiedler. Sie gingen in der Dunkelheit von

Mann zu Mann und reichten ihnen Kaffee. Dann blieb alles erwartungsvoll ſtehen. Leutnant Freiherr von F. (als Kompagnieführer in Galizien gefallen) reckte lauſchend noch höher ſeine große Geſtalt. Rittmeiſter Freiherr von K., der nie ſo glücklich geweſen wie im Felde, ſtrich ſich den langen Bart — ſein geliebter Krieg hatte ihn wachſen laſſen — und ſcherzte leiſe mit dem Adjutanten. Auf allen lag die Erwartung. Jeden Augenblick mußte der Donner krachen.

Aber nur der Regen fiel ununterbrochen. Ab und zu trat ein Pferd hin und her. Man hörte ſprechen: Zwei Landſer hatten ſich zuſammengetan, noch ſchnell umzuſatteln, denn zum erſtenmal am Tage mochte die Zeit reichen. Der Rittmeiſter der erſten Eskadron Freiherr von S. ſah nach dem leuchtenden Zifferblatt ſeiner Uhr. Alles blieb ſtill, nur der Regen ſickerte, rieſelte, näßte. Es war eine leiſe Unruhe unter den Reitern: Warum klang nicht der Schuß? Major E. ſtand allein. Er dachte an den weiten Rückweg. Er wußte, was mancher der Leute wohl meinen mochte: Nun ſind wir den ganzen Tag marſchiert, da können wir doch nicht gleich wieder den langen Weg zurück. Alle glaubten gewiß: jetzt bleiben wir da und biwakieren die Nacht hier, wo die Sicherung ſchon ſteht.

Aber der Führer wußte noch mehr als der Landſer, wußte, daß zwei Straßen hinter ihnen lagen, auf denen der Ruſſe morgen marſchierte, zwei Straßen, über die unweigerlich der Rückweg ging. Der Major ſann: War es möglich am Tage? War es nicht Pflicht, das Regiment, die Abteilung heimzubringen? Nein, er mußte ſie enttäuſchen, ſeine braven Leute, mußte von Mann und Roß das letzte herausholen, zu aller Segen. Wenn der Donner klang, hieß es: Zurück. Zurück den langen weiten Weg, den ſie gekommen, zurück in der Nacht, zurück mit todmüden Pferden und Leuten dazu. Aber ſie mochten ſingen, Mundharmonika blaſen. Ihre Seele ſollte friſch, mußte oben bleiben. Daran hatte es nie gefehlt bei ſeinen Schweren Reitern. Darum. . . . .

Ein Blitz, ein ferner, links, erhellte jäh die Nacht. Alles hob die Köpfe: Das war die linke Sprengpatrouille. Und wie nach der Uhr, wenn auch ein Zufall, ſchoß ein fernes Wetter-

leuchten rechts auf. Im doppelttiefen Dunkel nach dem grellen Schein ſahen ſich die Reitersleute lächelnd an. Da klang ein Donner, als hätte die Unterwelt ſich aufgetan. Und die alte, gute, kriegserſchütterte Mutter Erde, auf der ſie alle lebten, zitterte und bebte. Es ſauſte, es ſchwirrte irgendwo, klang hell gleich Kindergeſchrei, wie ſchwere Sprengſtücke großer Granaten bisweilen kreiſchen. Ein Ratſchen in Zweigen, Reißen, Klatſchen aufgewühlten Bodens: Ein Schienenſtück von der geſprengten Brücke hoch durch den Himmel geſandt, war vor dem Garderegiment Schwerer Reiter wie eine Huldigung eingeſchlagen.

Der Major drehte ſich um. Laut klang ſein Kommando: „Aufſitzen!“

Letzter Ritt

Die beiden Offiziere hatten eben ihren Auftrag bekommen. Während die Ulanen die Gurte anzogen, sah der Wachtmeister noch einmal das Beschläge nach und wechselte ein paar Leute und Pferde aus. Eine braune Stute mit Blesse schob er ein, frisch wie kein anderer Gaul in der Schwadron, dazu den Ostpreußen ohne Abzeichen, der am ersten Tage in Frankreich den Fleischschuß in die linke Kruppe erhalten hatte und davon noch die Narbe trug. Im ganzen: Mann und Pferd die besten, die er zu versenden hatte. Der Gefreite spuckte in die Hand, verstohlen, denn sein Leutnant konnte das nicht leiden, und strich seiner Stute den widerspenstigen Schopf glatt. Wurde freilich nicht länger dadurch. Einer der Ulanen hatte eine Kleiderbürste hervorgeholt, stäubte sich die feldgraue Ulanka ab und fummelte über die Stiefel, an denen im Grunde, nach Märschen und Freilagern, nach Regen und Sonnenschein, nach Dreck und Staub, nicht viel mehr zu verschönern war, als wollte er sich zum Schwadronsball putzen, um etwa mit Rittmeisters Marie zu tanzen, denn mit der ging er.

Währenddessen hatten die beiden Offiziere die Karte ausgebreitet und verfolgten noch einmal den Weg, den sie eine Strecke gemeinsam zu reiten hatten. Der Oberleutnant, klein, blond, mit so zarten, hübschen Zügen, daß er, hätte er nicht eine Anzahl Schmisse im Gesicht getragen, in Frauenkleidern kaum aufgefallen wäre, sollte südlich gegen den Feind aufklären; der Leutnant, dessen glattrasierte Wangen gleichfalls von einigen Quarten aus der Studentenzeit durchschnitten wurden, einen Flußübergang erkunden und sichern. Sie falteten die Blätter

wieder zuſammen und traten an ihre Pferde. Der Oberleutnant prüfte ſein Tier, Zaumzeug, Sattelzeug, etwa wie er es vor langem Wege über ſchwere Hinderniſſe zu tun gewohnt geweſen, wenn er ſein Rennen geritten. Und er kannte alle Bahnen Deutſchlands. Dann klang das Kommando: „Aufſitzen!“ ſo kurz und ſcharf, wie man es dem weichen Geſicht des jungen Herrenreiters nicht zugetraut hätte, der doch ein ganzer Kerl war. Im Kreiſe hoben ſich Geſtalten in den Sattel, Gäule drehten ſich, Zügel wurden aufgenommen, die Lanzen auf die andere Seite gehoben, und einen Augenblick flatterten weißgrüne Fähnchen wie ein aufgeſcheuchter Taubenſchwarm in der Luft. Dann ordneten ſich beide Patrouillen und ritten an, die Offiziere an der Spitze. Einer mit Achſelſtücken rief ihnen nach: „Hals- und Beinbruch!“ Leutnant wie Oberleutnant winkten. Sie waren aufgeräumt, ging es doch dem entgegen, darin alles beſchloſſen iſt, was einem jungen Reiter das Leben lebenswert erſcheinen läßt: eine Pirſch gegen den Feind, die Rechtfertigung, endlich, des Frieden-ſeins und -tuns des Soldaten: denn es war für Sieg und Ehre des Vaterlandes.

Die Herbſtſonne beſchien warm und hell ihren Weg. Die Pferde gingen mit langen Schritten, ſtreckten die Hälſe, ſtießen in die Zügel, und hinten unter den dreißig, denn jeder der Offiziere hatte fünfzehn Mann mitbekommen, ſchüttelte ſich wohl mal einer der Gäule wie ein Hund, der aus dem Waſſer kommt. Die Hufe klapperten auf dem harten Boden, bis weicher Raſen, am Walde entlang, jeden Laut ſchluckte. Nun lag die weite, einſame, ſchon bräunlich gefärbte Heide vor ihnen. Auf kleiner Feldfläche träumte eine beſchränkte Zahl graubrauner Holzhäuſer wie Blockhütten, die Balken Nut in Nut gefügt. Gegen den blaßblauen Himmel, an dem die volle Mittagſonne wärmte, ſtand ein wagerechter Strich: der lange Arm eines Ziehbrunnens. Auf der mageren, dürftigen Heide verlor ſich die Räderſpur des Weges. So ging es weiter Karte und Kompaß nach, und jenem Gefühl für Richtung folgend, das, ein dunkler Drang, im Reiter lebt, gewoben aus Beobachtung, Strichhaltenkönnen, Inſtinkt und Augenoffenhalten ſowie allerlei ſtiller Kenntnis, die in den Untergründen der Seele ſchläft.

Der Oberleutnant war froh gestimmt. Sie ritten an den Feind. Das höhte immer seine Laune. Glühend lebte in ihm alles, was den Reiter treibt: so Vaterland als Liebe zum Beruf, vor allem jener Trieb vorwärts, der ihn viel hundertmal über Hindernisse zwischen den Flaggen dem Ziele entgegengetragen. Kurz vor der Kriegserklärung war er beim Rennen schwer gestürzt und hatte nicht mit ins Feld gekonnt. Das Regiment zog in den Krieg hinaus, und er, just er war nicht dabei. Als er nun wieder in den Sattel steigen durfte, konnte er die Stunde nicht erwarten, wo es hinausging, und es wurde der glücklichste Augenblick seines Lebens, als der Kommandeur ihn zum erstenmal zur Erkundung gegen den Feind sandte. Für einen, der unzählig oft über den Karlshorster Sprung gegangen war, für einen, der die Armee gewonnen hatte gab es kein Hindernis. So klopfte sein Herz in froher Erwartung, sein Auge umfaßte forschend die graubraune Heide, während sein Mund lächelnd von Ritt und Rennen erzählte. Manch lustige Stunde nach heißem Kampf im Sattel stieg in der Erinnerung auf. Frohsinn und Laune beherrschten ihn so ganz, daß der Leutnant, ernster, neben ihm mitgerissen wurde, und sie lachten, als ritten sie in blühenden Maienfrieden hinein.

Aber wie es ist, daß in Menschenseelen bisweilen die Stimmung umschlägt, etwa weil ein Blutstropfen in eine neue Hirnzelle trat, oder gar nur, weil ein Vöglein bange sang, kurz der Oberleutnant, der noch eben so heiter gescherzt, verstummte jäh, wie eine Landschaft sich umdüstert, wenn eine Wolke, die keiner beachtet, vor die Sonne tritt und aus Himmelshöhen einen Schatten auf uns wirft. Noch vom Gedanken an seine Rennzeit beherrscht, die nun beendet schien, erzählte er: den großen, herrlichen Goldpokal, Ehrenpreis der Grunewaldarmee, den die Kameraden als das schönste Stück seines mit Gold- und Silberpreisen blendend geschmückten Zimmers kannten, habe er dem Regiment vermacht. Und seine geliebte Stute „Mosel" — er ritt sie heute zum erstenmal nicht — seinem Vater. Solche Todesgedanken hatten den Oberleutnant überraschend angeweht. Nun schwieg er jäh. Er wollte lachen, es sei ja Unsinn, aber er öffnete nicht die Lippen. Der helle Mittagsonnenschein des schönen Herbsttages schien mit

einem Mal minder hell. Doch dem Manne, der ſo oft mit überlegener Kunſt in mörderiſcher Fahrt ſein Pferd zum Siege geſteuert, lag Kopfhängen nicht, und bald gewann er die frohe Laune wieder. Vor allem nahm ihn die Pflicht gefangen, und er hielt die hellen Augen in dem jungen, zarten und doch ſo männlich ernſten Geſicht ſpähend nach vorn gerichtet.

Inzwiſchen hob ſich der Heideboden mit ſeiner braunen Herbſtdecke zu einer Anhöhe, darauf ein alter Bauer ſaß, drei magere Kühe hütend, die friedlich um ihn graſten. Das weite Land lag in tiefſter Ruhe. Kein Ton klang, nicht ein Laut in der Mittagſonnenſtille. Aber die beiden Offiziere ſuchten immer wieder mit ſcharfen Augen den Geſichtskreis ab. Dann hub von ungefähr ein Geſpräch an mit dem Alten. Er redete Lettiſch, oder iſt es Littauiſch geweſen? Man verſtand nicht, verſtand doch, denn die Ulanen ſprachen nach ihrer Weiſe, mit Deuten, Fragen, malenden Gebärden, Zeigen, Drohen, Beſänftigen, Bitten, Befehlen, Schmeicheln, Brummen, Knurren, in jener eigenen Sprache, wie Wilde, jener Sprache, die dumpf fühlen läßt, daß auch ſtumme Tiere einander verſtehen. Ja, das Dorf dort, hart am Walde, hieß M. . . . und jener weiße Kirchturm, der über die Höhe ſchaute, war der von S. . . . Dort an der Windmühle aber lag B. . . . .

Die Patrouille hielt breit auseinandergezogen am diesſeitigen Hange. Nur die Leutnants oben. Sie ſuchten mit den Gläſern den Waldrand ab. Die Ferne ſchwieg. Die Bäume dunkelten. In heller Sonne lag die Heide. Die Gläſer wurden abgeſetzt. Wieder vor die Augen genommen. Etwas hatte ſich bewegt. Irgend etwas. Ein Buſch im Wind. Nein, Menſchen, Reiter. Drei. Feindliche? Sie ſtanden vor dem beſchatteten Wald. Sie gingen zuſammen mit ihm. „Wenn man nur . . .“ ſagte der Oberleutnant. Ehe noch der Satz endete, ſtanden die drei dort drüben in der Ferne frei gegen den Himmel. Die Haltung der Pferde, langhin, nicht zuſammengeſtellt, Mähne und Schweif . . . ein unbeſtimmtes Gefühl . . . ſo ſind wir nicht. Auch die Mützen ſchienen breiter, Und da: die Lanzen ragen länger im Bügelſchuh: der Feind!

Nun kannten die Ulanen die Gepflogenheit des Gegners, der nur in der Überzahl aufzutreten wagte. Nie hätte er drei

einzelne Leute ins Land geſchickt. Irgendwo war alſo mehr. Es hieß auf der Hut ſein. So wurde denn eine ſeitliche Deckung hinausgeſandt, und die ganze Abteilung ging auseinandergezogen, langſam in geöffneter Linie vor. Einen Landſer hörte man ſagen: „Den'n wern mir's mal weiſen!“ Worauf eine Stimme von irgendwo aus den Reihen der Ulanen klang: „Laß mich nur hinkumm'n mit mein Bohnenſtengel!“ (Lanze) Aber da pfiffen auch ſchon . . . Sſſt! Sſſt! ein paar Kugeln über den Köpfen. Brummt wieder ein Landſer den Baß zur Fiſtelſtimme der Geſchoſſe: „Die Luderſch ſchießen eegal zu hoch!“

Da verſchwand einer von den dreien vorn, alſo ging die Meldung über das Herannahen der deutſchen Kavallerie-patrouille zurück. Nicht anders als bei uns! Da nun aber die Kugeln immer weiter pitſchten und eine halbzerfallene Scheune Deckung bot, ſo ließ der Oberleutnant ein paar Leute abſitzen und befahl: 600 Meter Viſier. Die Ulanen warfen ſich nieder, gingen in Anſchlag, nahmen gutes Korn, und ein paar Atemzüge darauf krachten die Karabiner, mit jenem Plauzen, das der kürzeren Schußwaffe eignet. Die Reiter drüben ſah man ſich davonmachen, doch der eine Gaul brach, wie ein Hirſch beim Blattſchuß, im Feuer zuſammen.

Als nun dieſes eben geſchehen, begann es plötzlich bei jenem Kirchturm, der über die Höhe ſah, zu rauchen. Eine Staubwolke ſtieg auf, wie ſie einer großen Anzahl von Pferden auf trockenem Boden zu folgen pflegt, dann verdünnte ſie ſich in der blauen Luft und verzog ſich hinter der Anhöhe. Trotz aller Geſchicklichkeit der Ruſſen, ſich im Gelände zu verbergen, verriet der Staub eine ſtarke Abteilung, vielleicht gar eine Schwadron.

Nun ſchien es aber Zeit für die beiden Patrouillen, die verſchiedene Aufträge hatten, ſich zu trennen. Ein Gruß, ein fröhlicher, denn mit dem erſten Schuß war die ganze frohe Stimmung wieder da, und der kleine, blonde Oberleutnant verſchwand mit ſeinen fünfzehn Pferden hinter der Windmühlenhöhe. In geöffneten Reihen waren ſie geritten, der Führer allein voraus, verhaltend, ſpähend, mit dem Blick auf die Karte wie durch das Glas, ſichernd und ſuchend. Längſt waren die

Schüſſe verklungen. Frieden lag über dem weiten Heideland, darin kein Menſch mehr zu atmen ſchien, denn als die Leutnantspatrouille dort, wo die feindlichen Reiter gehalten, einen Ruſſen liegen ſah, atmete auch der nicht mehr. Er war von der Gardekavallerie. Ein Kaſak würde längſt das Weite geſucht haben. Die Ulanen beugten ſich nieder beim Vorüberreiten, jeder einzelne, zu dem mit den gläſernen Augen am Boden neben ſeinem Pferde. Am tiefſten der Letzte, ein junger, blutjunger, der erſt ſpät herausgekommen war und noch nie einen Gefallenen geſehen hatte. Es war totenſtill, wahrhaft totenſtill. Nicht einmal die Hufſchläge hörte man mehr, denn die Heide war hier weicher bewachſen. An einem Baum ſtand eine Kuh angebunden. Den Kopf geſenkt, zeigte ſie das Weiße des Auges und trat unruhig hin und her, bereit, ſich loszureißen bei dem Vorbeiflitzen der Pferde. Holzhütten, alt, zerfallen, verlaſſen, lagen verſtreut über das braungelbe Land, das ſich hinunterzog zum Walde, in Kilometerentfernung dunkelnd.

Als nun der Leutnant eben das Glas ans Auge ſetzte, rief einer der Ulanen: „Herr Leitnant, ſichemol, dort! Dorten am Walde!“ Ein paar Geſtalten huſchten hin, gelbbraun, ruſſiſche Soldaten! Und wieder pfiff es Sſſ! Sſſſſſ! über den Köpfen. Die Patrouille ritt in Deckung zurück. Der Offizier gab den Abgeſeſſenen das Viſier an: 900 Meter. Nun war auch ſchon mehr zu erkennen: ein Dutzend Schützen. Sogar der helle Erdaufwurf eines Grabens. Der ganze Waldrand ſchien beſetzt. So begann der Leutnant nach kurzem Sinnen die Meldung zu ſchreiben. Doch kaum hatte er den Bleiſtift geſenkt, als über die Windmühlenhöhe, hinter der jener verräteriſche Staub ſich erhoben, Reiter auftauchten. Im Galopp. Es ſtiebte vom Boden. „Halt!“ Feind? Einen Augenblick des Spähens. Nein, freundlich, weißgrüne Fähnchen flatterten ſo heftig im Wind, daß man meinte, das Knattern der Wimpel zu hören. Die andere Patrouille war es, die zurückkehrte. Doch ohne Führer? Den erſten fragte der Leutnant nach ihm, und der Ulan meldete rückwärts deutend: „Verwundet. Herr Oberleitnant liegt hinter der Höhe. Ne ganze Schwadron kommt hinter uns dreim!“

Dem Leutnant ſchoß es durch den Sinn, ſollte er abſitzen laſſen zum Fußgefecht? Aber wohin die Handpferde hier auf

ſreier Heide? Zurück? Zurück vor Ruſſen? Nein. Nie. Röte ſtieg ihm allein bei dem Gedanken in die Wangen. Röte des Zornes aber auch, als er an den Kameraden dachte, hilflos dort vorn, einſt des Einjährigen Leutnant, der ihn zum Soldaten und Reiter erzogen. Heute konnte er es ihm danken. Er hob ſich in den Bügeln: „Zuſammenſchließen!“ Von ſelbſt nahmen die Unteroffiziere die Flügel. Da war auch ſchon der Gegner. Vier Züge. Eine Schwadron gegen einen Zug. Aber Ruſſen gegen Deutſche. Der Leutnant legte die Schenkel an. Hell klang ſein Kommando: „Eskadron Galopp Marſch! Zur Attacke Lanzen gefällt!“

Die drüben waren locker über die Höhe getaucht. Nur ein Zug? Sie mochten denken: Der greift doch nicht an. Was wollte die Handvoll deutſcher Reiter? Wie ſie nun die Sachſen im Galopp kommen ſahen, 600 Meter konnten es ſein, fühlte man ihr Staunen. Die Ruſſen ritten mäßiges Tempo. In langem Galopp kamen die deutſchen Ulanen. 16 Pferde im erſten Glied. Dazu die Flügelunteroffiziere. Voraus der Leutnant. Geſchloſſen ſtürmten ſie heran, wie ſie es gelernt hatten daheim auf dem Exerzierplatz. Sie brüllten Hurra! Brüllten! Brüllten hell mit leuchtenden Augen. Und die braungebrannten Landſergeſichter lachten. Sie kannten das Ruſſenpack nur von Plänkeln, Feuergefecht, Gefangenen und Panjes, nicht aber bei der Attacke. Die hatte noch keiner erlebt, denn die Ruſſen ſtellten ſich ja nicht. Und nun kam ſie endlich! Stolzer Tag! Den Ulanen klopfte das Herz vor Luſt. Die Füße glitten durch die Bügel. Der Lanzenſchaft wurde feſt umfaßt. Einer drehte leiſe, wie zur Probe, den „Bohnenſtengel“: „Stich!“, wie er es gelernt hatte daheim. Rechts, links, zurück. Daß es ihm nicht ergehen ſollte wie der Biene, wenn ſie ſticht. Nein, rein — raus, rein — raus!

Der grauen Wolke drüben geht's brauſend, klirrend, klappernd, ſchnaubend entgegen. Merkwürdig, immer wieder merkwürdig, eigentlich nicht anders als daheim auf dem Exerzierplatz. Da, ein Graben. Des Leutnants edle oſtpreußiſche Stute ſtreckt ſich, und im Sattel wendet er ein wenig den Kopf. Ihm iſt's, als ob einer der Ulanen gefallen wäre! Ach was, hinter ihm blitzende Augen, blanke Zähne, wie ſie, offen den Mund,

hurra brüllen, hurra, hurra! Mit den Kerlen hat's keine Not! Die wiſſen, um was es geht. Die Fähnlein flattern, knattern. Die Hufe praſſeln auf den harten Heideboden. Immer näher kommen ſie an den Feind. Schärfer wird der Galopp. Die braven Gäule ſtrecken ſich. Schnauben. Pruſten. Die Ruſſenlinie, ſoweit ſie aus der Staubwolke ſieht, nur ein Strich bisher, wächſt. Aber nicht eine Mauer, Bügel an Bügel wie das Häuflein Sächſiſcher Ulanen, nein, eine lange, ſchwankende, flatternde Linie, durch die der Himmel leuchtet wie durch ſchütteren Wald. Die Ruſſen drängen vom Flügel, und der Stoß pflanzt ſich als Welle fort. Kaum ahnt man ihre Lanzen, ohne Fähnlein verſchwinden ſie grau in Grau. Kein Vorderzeug leuchtet, keine Schnalle blinkt. Eine farbloſe Wand kommt daher in der Staubattackenwolke. Immer kürzer wird der Zwiſchenraum, immer größer die Pferde. Immer lauter tönt das deutſche Hurra. Schon ſind die Geſichter wie Schattenmasken zu erkennen. Der rechte Flügelzug der Ruſſen ſucht einzuſchwenken, da ſind ſie aneinander. Blick in Blick. Auge in Auge.

Der Leutnant, dreißig Fähnlein mit todbringenden Spitzen hinter ſich, dreißig junge Reiter, hat die Säbelfauſt vorgeſtreckt. Ein ruſſiſcher Offizier jagt links heran. Ein blondes Bärtchen ſteht hell im ſonnenbraunen, dunkeln Geſicht. Er hat den Revolver erhoben. Das verfluchte kleine ſchwarze Loch droht dem deutſchen Offizier. Der Ruſſe pariert den Gaul, die Zügel bis zur Bruſt angezogen, den Oberkörper weit zurück, die Schenkel angelegt. Sein Pferd ſchurrt hin. Sitzt auf den Sprunggelenken. Staub fliegt. Die Mündung ſteht juſt auf dem Ulanenleutnant. Wegſchlagen will er ſie, doch Arm und Säbel ſind zu kurz. Da blitzt es auch ſchon auf. Rauch ſchießt vor. Der Schuß dröhnt. Dem Leutnant iſt's, als habe er einen Schlag an den Kopf bekommen. Schon ſind ſie aneinander vorbeigeprallt. Einer taucht auf in dem Staub von irgendwoher, mit blondem Vollbart und ſonnenrotem Geſicht. Blaue Augen. Hart. Stahl. Eindruck einer Sekunde. Ein Unteroffizier. Seine Lanze droht. Naht. Kitzelt ſchon. Aufgeſpießt? Nee. Warte, Luder. Ein Säbelhieb, und die Spitze fliegt zur Seite, der braune Ruſſenarm ſinkt nieder. Blut irgendwo. Der Unteroffizier bricht mit ſeinem Pferde in die Knie. Verſchwindet aus

dem Gesichtskreis. Da unten in Staub und Blut, denn dem Leutnant rinnt das helle Blut von Pferd oder Mensch am Säbel nieder. Einerlei. Ist keine Zeit. Wer fragt danach in dem Getümmel und Geschrei. Lanzen schwirren, splittern, fliegen, in die Höh geschlagen, auf, bohren zur Seite durch Luft und Staub. Klingen blitzen, klirren. Schüsse platzen nah in das Gewirr hinein. Fluchen. Pferdekeuchen und Schnauben. Krachend brechen Roß und Reiter zusammen. Überschlagen sich. Unten wälzen sich dunkle Massen. Abgewetzte, blanke Eisen blitzen durch die Luft. Zwei Ulanen stehen neben ihren Pferden. Barhaupt. Einem rinnt der rote Saft über die Augen, aber seine Lanze kreist drohend, abwehrend, wie er es gelernt hat daheim. Aus dem wilden Knäuel jagt ein Rappe seitwärts hinaus. Der Russe darauf hängt mit beiden Händen in den Zügeln. Fast liegt er auf der Kruppe. Hoffnungslos jagt der Schinder davon, toll geworden von Anprall, Toben, Schmerz vielleicht und Wunden, den russischen Linien zu, die nicht schießen können in die eigenen Reiter hinein. Ein Brauner sitzt am Boden und versucht vergeblich aufzustehen. Er schleppt die Nachhand, die eine deutsche Lanze traf.

Da lösen sich die Massen. Die Ulanen sind hindurchgeprellt gegen den Windmühlenberg. Sie parieren, ordnen sich, wenden, und wieder geht es in die Russenhaufen hinein. Auch sie haben im Bogen kehrtgemacht. Ein Unteroffizier rammt dem Feinde die Lanze durch und durch. Er stürzt. Sie bricht. Der Russe kauert am Boden. Die Lanzenspitze steckt ihm in der Brust. Das Fähnlein daran, weiß und grün, und das Weiß beginnt sich langsam rot zu färben.

Wieder Anprall. Stich. Hieb. Kein Schuß mehr. Pferde liegen ruhig am Boden. Daneben sächsische Ulanen. Russische Garde. Regungslos. Um ihre toten Inseln wogt der Reiterkampf. Von den Ulanen ist schon mancher hingestreckt, nahm aber immer anderthalben Russen mit. Tod einem, Lanzenstich dem anderen. Doch der Kampf des einen Zuges gegen vier ist zu ungleich. Das Gemenge wogt zurück. Und sie preschen durch. Stich. Hieb. Die Russen folgen nicht. Die Russen haben genug. Die Russen eilen zurück zu ihren Gräben. Die kleine Schar, mehr als die Hälfte fehlt, reitet

heim. Die Flanken der Pferde ſchlagen. Manch fröhlich Reiterherz nicht mehr. Rot iſt auch manche Stirn, und es rinnt über manche derbe Hand. Auf blutendem Fuchs, den abgebrochenen Lanzenſtummel noch wie ein Kleinod in der Fauſt, hängt ein Landſer, bleich, unſicher im Sattel, mitten auf der Bruſt, wo ihn der feindliche Stahl traf, quillt es ihm aus der Ulanka. Hinten iſt alles ſtill. Totenſtill. Pferde liegen da und Reiter. Nur der Gaul, der nicht mehr aufkann, ſitzt dort, als hielte er Totenwacht, und über die Heide läuft wiehernd im Stichtrab ein reiterloſes Pferd, daß die Bügel klimpern und die Sattelblätter klatſchen. Es verſchwindet über der Höhe, wo jenſeit der Oberleutnant ſtumm allein im rotbetauten Heidegraſe liegt.

Alles iſt vorüber. Ein Traum, ein blutiger, herrlicher, ehrenreicher Reitertraum. Die Pferde ſchütteln ſich, ſtoßen wieder in die Zügel. Und die Landſer ſehen ſich ſchweigend an, bis einer ſpricht. Nur drei Worte. „Heute hat's gehaun!“

Der Leutnant aber ruhte nicht. Er ſchrieb die Meldung. Nicht das ſtolze Reitererlebnis ſeines Ehrentages, nur dienſtlich: „Dicht weſtlich S. . . . feindliche Schützengräben. Im Gelände weſtlich S. . . . feindliche Kavallerie. Etwa 1 Eskadron.“

Dann wiſchte er den blutigen Säbel langſam im Graſe ab.

Wie nun der Abend kam, das Regiment Freilager bezog und in der Ferne am Himmel die Fackel brennender Gehöfte die Nacht erhellte, ſaßen die Landſer am Feuer, ſich ihr verdientes Eſſen zu kochen. Sie ſprachen leiſe, wie das geweſen, als der Tod mit ihnen Attacke ritt. Und wußte keiner was Rechtes, ſo ſchnell war's gegangen. Sie waren aber zufrieden und ſtolz fürs Regiment. Machten jedoch nicht Weſens draus, ſie hatten es ja alles ſo auf dem Exerzierplatz gelernt. Nur einer ſaß abſeits, der neue, weiche Junge, der dem toten Ruſſen ſo lange in die gläſernen Augen geſtarrt. Er ſtand bei ſeiner Stute, mit einem Lanzenſtich im Hals. Waſſer hatte er ihr geholt. Wie er es vorhielt, ſtreichelte er das treue Tier und ſagte leiſe immer wieder wie zu einem Menſchen: „Meine arme Micke! Meine arme Micke!“

Leutnant H. . . . . hielt die Tſchapka in der Hand.

Spielend glitten seine Finger über das Loch im Leder, wo die Russenkugel hindurchgegangen war. Darum hatte ihm der Schädel so gedröhnt! Er dachte an den toten Kameraden, denn der Oberleutnant ritt keine Patrouille mehr, es sei denn, den Eingang zum Himmelstor sicher zu erkunden. Seine Leute erzählten, sein Pferd sei angeschossen zusammengebrochen, er selbst, verwundet, habe noch den Revolver gezogen und über dem Gaul stehend abgefeuert auf die feindliche Linie, die ihn überritten, erstochen, abgeschossen, wer mochte es sagen!

Am nächsten Morgen fand deutsche Infanterie acht Gräber, die Einwohner den Ulanen gescharrt hatten. Acht Tschapkas lagen darauf. Acht Verwundete, auch voller Lanzenstiche, lasen sie auf, davon einer nicht weniger denn siebzehn Wunden trug. Wochen darauf brachte der Brief eines russischen Offiziers Gewißheit über des Oberleutnants Schicksal. Darin stand: „Bis zum letzten Moment kämpfend mit der Waffe in der Hand, fand er den Tod, von uns bewundert wegen seiner Tapferkeit!“

Den Säbel knielängs gesenkt vor dem vornehm menschlichen Feind! Waren ja auch keine Kasaken! War russische Garde!

Den Säbel knielängs gesenkt vor den Kameraden, die solchen Ritt gewagt!

Zum dritten: den Säbel knielängs lange gesenkt vor dem toten Offizier!

* * *

Dieses ist der letzte Ritt des Oberleutnants von L., den mancher hat auf grünem Rasen den Sieg erkämpfen sehen. Er wurde, der Glückliche, des höchsten Ehrenpreises teilhaftig, den ein Volk zu vergeben hat: des Todes fürs Vaterland. Und es soll keiner trauern ob des jungen vergossenen Blutes, sondern stolz sein, daß er ein Deutscher gewesen ist.

Vom Landſer

Landſer, nicht Lanzer muß es heißen, denn wenn auch in dieſem Reiterrevier der Mann eine Lanze trägt, ſo iſt das Wort doch nichts anderes als Landsmann. Damit ſollte die enge Zuſammengehörigkeit betont werden. Früher ging man mit ſolchen Gunſtbezeigungen ſparſamer um. Einſt war es nämlich der Ausdruck beſonderer Hinneigung, der einen Truppenteil den anderen ſo nennen hieß, nicht anders als jenes „Couleurverhältnis“, das beiſpielsweiſe die leichten Waffen, alſo Huſaren und Jäger, einte. Ein altes Geſetz der Menſchen will nun, daß die Häufigkeit des Gebrauches abſtumpft, entwertet, herabſetzt. „Dirne“, das noch in „Deandl“ wie in „lütt Deern“ bei Ober- wie Niederdeutſchen zart und edel klingt, ſank im Hochdeutſch der Städte ſo tief wie das, was es bedeuten ſollte. Das Wort Landſer iſt heute nichts Beſonderes mehr, ſondern der Soldat ſchlechthin, der ſeine eigenen Geſetze, die eigene Seele, den eigenen Stolz, auch ein eigenes Gebaren beſitzt, damit ſeinen beſonderen Humor wie ſeine Nachdenklichkeit und Trauer, kurz: die höchſteigene Sprache. Landſer iſt Gemeingut des Volkes, bezeichnet es ſich damit doch ſelbſt, denn nun, wo jeder Waffenfähige im Felde ſteht, iſt der Landſer das geſamte Volk. Auch der Offizier iſt, ehe er eine Charge bekleidete, einmal Landſer geweſen. So hat das Wort, das erſt mit leiſem Schmunzeln ausgeſprochen wurde, heute einen Beigeſchmack von ſtolzer Zärtlichkeit erhalten, ja in ihm lebt geradezu eine völkiſche Liebe. Und dieſe Liebe gebührt dem Landſer mit Recht. Er iſt nicht „Tommy Atkins“, der Mietling der Seeräuber von den Inſeln, nicht „Naſchi Soldatiki“ (unſer Sol-

datchen) der Ruſſen, das denn doch zu allgemein gefaßt ſcheint, iſt eher ſchon der „Poilu“ der Franzoſen, denn dieſen umkleidet doch wenigſtens der Gedanke, ein Teil des Volksheeres zu ſein und nicht ein Söldner wie der jenſeits des Kanals. Aber „Poilu“, vom ſtehengelaſſenen Feldzugsbarte abgeleitet, alſo vom Äußerlichen wie alles Franzöſiſche, das der Innerlichkeit nun einmal entbehrt, iſt mit dem Koſenamen unſerer Leute nicht zu vergleichen, indem Landſer nicht von einer Zufälligkeit des Äußeren geſchaffen wurde, ſondern in ihm die Heimat klingt. — Dieſer Krieg nun hat den Landſer zu jenem feldgrauen Weſen gemacht, das faſt ein Stand geworden iſt trotz ſeiner vielſeitigen Zuſammenſetzung, denn jeder ſiebente Deutſche trägt heute das Waffenkleid. So ſind auch im Landſer alle Seiten deutſcher Art und deutſchen Weſens vertreten, alle Züge des Volkes finden wir in ihm wieder. Vom Landſer gibt es tauſend Geſchichten. Unter dem Sammelnamen „ein Landſer“ . . . wird Erfundenes und Wahres erzählt, ſo daß der der Landſer eine ſtehende Figur geworden iſt.

Der Landſer macht in dieſem Kriege alles. Er iſt vorn im Graben auf der Wacht, geht auf Patrouille, wehrt den Angriff ab, ſtürmt, liegt im Unterſtand, im Quartier. Er verrichtet alle und jede Arbeit, vom einfachſten Schanzen bis zu peinlichſter Kleinkunſt. Er hilft den feindlichen Einwohnern, betreut deren Kinder, als ob es ſeine eigenen wären, ſchafft Ordnung im fremden Hauſe, putzt, ſäubert und greift zu, wo es in der Familie des Heeres wie in jener unſerer Gegner etwa fehlt. Wenn ſie ſich ungeſchickt anſtellen, ärgert ihn Verſchwendung, unſachgemäße Behandlung, und er greift lieber ſelber zu und läßt den Panje, den Moſſiö daneben ſtehen. Gemütlich, die Pfeife im Mund, ſitzt er dann abends mit den feindlichen Quartierwirten vor der Haustür und lehrt ſie deutſche Lieder, die er auf dem Marſche ſingt. Der Landſer marſchiert bis zum Umfallen — nein bis zum Siege, reitet ſein Pferd, fährt ſeinen Wagen, ſitzt am Steuer des Kraftwagens, ſegelt im Luftſchiff oder im Flugzeug über den Wolken, taucht im Unterſeeboot, bedient die neuen Wunder der ſchweren Kanonen. Der Landſer holt die Verwundeten vom Schlachtfelde herein, pflegt ſie im Lazarett, begräbt die Toten. Er tiſchlert, ſchnei-

dert, ſchuſtert, bäſtelt, näht, flickt. Er ſetzt Öfen, ſchneidet und behaut Holz, baut, nagelt, lötet.

Der Landſer nahm, Millionen und Millionen ſtark, das längſt wieder ruhige Belgien, die reichſten und wichtigſten Landſtriche Frankreichs, das nun tote Serbien. Er kämpft an der blutigen Weſtfront, ſteht im Oſten in Kurland, in Littauen, in Polen, in Galizien, in Siebenbürgen, in Rumänien, in Mazedonien. Überall tut er ſeine Pflicht gegen ſein Vaterland, weil er weiß, es muß ſein und kann einmal nicht anders enden als mit dem Siege, an dem er mitgeholfen hat. Er perſönlich. Denn das ſcheidet den Landſer im Kriege von jenem des Friedens: In der Kaſerne, auf dem Exerzierplatz mußte er unter die allgemeine Ordnung, den ſegensreichen und notwendigen Drill gezwängt werden, hier draußen iſt er frei. Frei durch Verantwortung, denn er weiß, es kommt auf ihn an, auf jeden einzelnen. Das macht ihn ſtolz. Wenn ein Poſten ſchläft, ein einziger Mann verſagt, kann das den Untergang aller bedeuten. Nur wenn jeder einzelne ſeine Pflicht tut, ſiegt ſein Regiment, damit ſein Volk.

Wie nun jeder Stand Fachausdrücke beſitzt, ſo gibt es auch unzählige Worte, die nur dem Landſer eignen. Der „Schrappe“ (Rekrut) lernt ſie vom „alten Knochen“ (Dreijährigen). Auch der Krieg, der große Lehrer, hat eine Menge gebildet. In der „Gulaſchkanone“ (Feldküche) gibt es meiſt „Strich„ (dicke Suppe), und zwar „blauen Heinrich“ oder „Gamaſchenknöpfe“ (Graupen), aber auch „Affenblut“ (Kakao), und was beſonders beliebt iſt: „Schlamm“ (Kaffee). Welchen Wert dem der ſächſiſche Landſer beilegt, mag daraus hervorgehen, daß an einer Stelle, wo die Leute im ganzen wirklich nicht ohne Güte gegen die Ruſſen verfuhren, mit einem Male der furor teutonicus ſie überkam, als es hieß, die Gulaſchkanone könne abgeſchnitten und damit ihr Schlamm bedroht werden. Da wachten ſie auf, ſtürmten und ſchlugen kurzer Hand über hundert Ruſſen tot. Kaffee trinken nennt der Landſer „plumpen“. Wenn er Hunger hat, ſo „ſchiebt er elende Dämpfe“. Iſt es irgend möglich, ſo ſchläft er bald in Quartier oder Unterſtand, das heißt, er „macht een weg“, „razt een runter“ oder „zieht“ oder „kracht een ein“. Im Leben des Landſers hat

nämlich Essen und Schlafen eine viel größere Wichtigkeit, als man gemeinhin so glaubt.

Ist es, genau besehen, nicht unter allen Menschen ähnlich? Die erste Frage, gleichsam um anzuknüpfen, pflegt ja immer nach dem Befinden zu sein, nach dem Schlaf, oder wie es einem geschmeckt hat. Ja nimmt im Leben auch hochgeistiger Menschen nicht der Stoffwechselumsatz — in den Bädern wird es fast zur Lächerlichkeit — einen erstaunlich breiten Raum ein? Das ist aus zweierlei Gründen eigentlich nicht weiter verwunderlich, denn einmal wird keiner dem andern sein Geistes- oder Seelenleben auf die Nase binden, wie denn auch ein Zartfühlender nach solch inneren Dingen nicht ohne Not fragt, dann aber bedürfen wir armen Erdgeborenen zu guter Arbeit auch eines gesunden, kräftigen Körpers. Fast jeder ist in seiner Leistungsfähigkeit von Schlaf, Essen, Verdauung abhängig. Daß einzelne Starke allen Jammer ihrer gebrechlichen Leibeshülle bekämpfen können, spricht nicht dagegen, denn wer will wissen, wieviel mehr sie leisten würden, müßten sie nicht einen Teil der ihnen innewohnenden Kraft vertun, um gegen die Hemmungen ihrer Gesundheit anzukämpfen. So ist es denn nur natürlich, daß dem Landser im Felde vor allem am richtigen Arbeiten seines Leibes zu tun ist, daß sich um Schlaf und Sättigung alles dreht. Er braucht seine Gesundheit, um zu kämpfen, genau so wie seine Waffe. Während im Frieden mancher die Notwendigkeit eines Gewehr-Appells nicht faßt, so weiß er jetzt, daß er ohne gute Waffe in Lebensgefahr geraten kann. Wenn je die Landser unsicher geworden sind, so geschah es etwa, weil ihr Gewehr wider Erwarten schnell heiß wurde, Sand Ladehemmungen verursachte, nicht Zeit gewesen war zum Schlafen, oder es nichts mehr zu essen gab. Ein deutscher Soldat, an den all diese scheinbaren Äußerlichkeiten — nur scheinbar, denn an ihnen hängt der Sieg — nicht herantreten, der ausschlafen kann, sei es auch im Straßengraben, sei es sogar während einer Feuerpause in der Schützenlinie, einer der verpflegt worden ist, und wäre es die eiserne Portion, einer der seiner Waffe so volles Vertrauen entgegenbringt wie seiner Führung — ist unbesieglich!

Der Führung aber, das hat dieser Krieg täglich gezeigt,

vertraut der Landſer blind. Wie hoch er ihre Bedeutung anſchlägt, mag daraus hervorgehen, daß einmal, als es einem Regiment nicht gelungen war, unter allerdings mörderiſchem Feuer, bis in die Stellung des Gegners zu kommen, die übriggebliebenen Leute einmütig als Grund angaben, ihre Führer ſeien gefallen geweſen. Wie der Landſer ein unerſchütterliches, wir wiſſen auch, ein berechtigtes Vertrauen zum Generalſtabe hat, „der's ſchon machen wird", ſo hat in dieſem Feldzuge Gefahr und gemeinſames Erleben Landſer und Offizier nicht allein zuſammengeſchweißt, ſondern auch die Erkenntnis, wie er eigentlich iſt, der Offizier, den er im Frieden immer nur als Drillmeiſter kannte. Daß die Offiziere das Daſein der Landſer teilen bis beider Leben unter der feindlichen Kugel erliſcht, hat ein unzerreißbares Band geſchlungen. Der Landſer hat geſehen, daß der Vorgeſetzte, wie er als Reiter im Frieden der erſte über die Hinderniſſe war, wie er auf dem Marſche dem Ermatteten ſein Gewehr abnahm, ſo heute auch wieder voran als erſter gegen den Feind geht. Er iſt des Landſers Führer geworden, ſein Lehrer, ſein Vertrauensmann, ſein Verlaß und guter Geiſt. Öfters iſt es vorgekommen, daß die Landſer den Führer baten, ſich nicht unnütz auszuſetzen. Man kann da die rührendſten Züge erzählen. Landſer ſind gekommen und haben geſprochen: „Herr Hauptmann ſollten ſich een bißchen mehr in acht nehmen! Was ſollten mir denn anfangen, wenn unſerm Herrn Hauptmann was täte zuſtoßen!"

Das Beiſpiel macht alles. Jenes unerklärliche Etwas, das ſich überträgt wie ein Wunder. Und dennoch kein Wunder, denn Stimme, Blick, die freudige Sicherheit, das hohe Opfer deſſen, der vielleicht mehr preiszugeben hat als der einfache Mann, wirkt wie ein loderndes Feuer. Man ſagt, dieſer und jener Sieg ſei mit den Füßen gewonnen worden. Nun: Vergeſſet die Seelen nicht, die der Füße Verſagen überwunden haben. Und doch hat ſchließlich kein Menſch mehr einzuſetzen als ſein Leben. Und jeder beſitzt nur eines. Der General wie der einfachſte Landſer. Jedem iſt doch ſein Leben lieb. Wie das Schmerzgefühl der Nerven den Menſchen warnt, daß irgendwo an der Oberfläche ſeines Leibes ein Unheil droht, ſo iſt der Selbſterhaltungstrieb jedem eingepflanzt. Der Landſer hängt am

Leben, er drängt nicht etwa mit wilder Begeiſterung zum Heldentode. Gott ſei Dank, nicht, denn das bedeutete ſinnloſe Opfer. Nein, er weiß genau, was er hingibt, und hat im Laufe des Feldzuges ſich decken gelernt. Aber jeden Augenblick iſt er bereit, dieſes ſein eines, einziges Leben für die Kameraden, für ſein Vaterland zu opfern. Wohl gibt es auch unter den Landſern hier und da einmal einen Feigling — ſchwache Menſchen ſind überall — aber er wird mitgeriſſen von den anderen, und daß, wie wir es beim Gegner oft beobachtet haben, eine Grabenbeſatzung nicht herauszubringen geweſen wäre, iſt beim Landſer nie geſchehen. Wenn es galt, iſt er vorgegangen, nur nicht mit dem „betrunkenen Elan" des Welſchen, nicht mit der Herdenſchlachtviehſtumpfheit des Ruſſen, auch nicht mit der bezahlten Opferdummheit der „Cornedbeefs". Nein, beim Landſer hat der Befehl: „Es wird angegriffen" keine wilde Begeiſterung erzeugt, keinen ſentimentalen Abſchied geboren, ſondern jenen ſtillen Ernſt, der, auf allen Geſichtern geſpiegelt, ſpricht: „Viele von uns kommen nicht wieder, darunter vielleicht auch ich, aber es muß ſein, und ich nehme jedenfalls ſoviel Gegner ins Jenſeits mit, als ich nur kann!" Dann hat der Landſer auch noch immer ſeine Pflicht getan, er ging ſogar meiſt, wenn ihn blutige Arbeit erſt warm gemacht, über die befohlene, ja über die erwünſchte Linie noch hinaus.

Jene ſtändige Anſtrengung, der ſich der Landſer mit Freude unterzieht, und die er mit Humor würzt, läßt ſchwächliche Gedanken nicht aufkommen. Ein ſtreng Arbeitender, nun gar einer, der ſtündlich vor dem Tode ſteht, wird notwendigerweiſe ernſt, denkt auch nicht, wie mancher daheim es ſich wohl ausmalen mag, ſtändig an die Lieben zu Haus. Dazu hat er nicht genug Zeit, wie denn jeder beſchäftigte Mann mit all ſeinen Gedanken zuerſt bei ſeiner Arbeit iſt, etwas, dem bisweilen die gar nicht oder nur in häuslichen Grenzen tätige Frau wenig Verſtändnis entgegenbringt. Danken wir dem Schickſal, daß dieſes ſo iſt, denn eben darin beruht unſere Stärke. Ein Landſer, der nur Heimgedanken nachhinge, würde unſere Schlachten nicht gewinnen, unſere Angriffe nicht vortragen, wäre nicht fähig, im Graben auszuharren. Jene zeitweiſe Ausſchaltung der Familie iſt nicht Gemütshärte, ſondern notwendiges Gegengewicht

In gewiſſem Sinn einſeitig werden die Landſer hier draußen. Das pflegt aber der Durchſchnitt erfolgreicher Menſchen im Frieden auch zu ſein. Dieſe einſeitige Gedankenrichtung teilt ſich nun im Kriege allen mit, die mit höchſter Kraftanſpannung ihres Körpers wie ihrer Seele dem großen Endziel des Sieges Deutſchlands dienen. Allen liegt in weiter Ferne, was ſie einſt im Frieden beſchäftigt hat. So kommt es, daß ein Leutnant, urſprünglich Kriegsfreiwilliger und damit Landſer, der von Beruf Kunſtgelehrter war, jedem Geſpräch über Dürer und Frans Hals auswich, war doch ſein Gehirn nur mehr auf den Abſchnitt eingeſtellt, in dem er lag. Durch Velasquez war dieſer Mann nicht zu erwecken, aber wo der letzte Schuß ſeiner Haubitze geſeſſen hatte, und wie der nächſte ſein Werk der Zerſtörung erfüllen würde, das irrte durch ſeine Träume.

Solch völliges Aufgehen in der Gegenwart erzeugt nun eine Art Gewöhnung, eine Abſtumpfung gegen Dinge, die ſonſt einen Menſchen erſchüttern müßten. Das darf aber nicht als Roheit ausgelegt werden.

Nun gibt es zwar unter den Landſern ſeine Jungen, die dem Tode mit der Abwehr des geheimen Grauens gegenüberſtehen, aber die Mehrzahl, der einfache Menſch, ſieht den Tod als etwas ſo Natürliches an, wie geboren werden. Vorgänge, die ihm täglich begegnen, wo bei beſchränktem Raum Kreißende, Kranke, Tote im gleichen Zimmer ſchlafen müſſen. Etwas Tieriſches iſt darin, etwas, das Urverhältniſſen nahekommt, wie ſie eben der Krieg erzeugt. Sie haben den Tod ſo oft erblickt, haben ſo häufig begraben müſſen oder gar nicht begraben können, daß ſie ſich gewöhnten, den lebloſen Körper nur als ein abgetanes Ding anzuſehen. Das findet auch ſeinen Ausdruck in der Art, wie ſie gefallene Kameraden, die, in ihre Zeltbahn eingeſchlagen, bereitliegen, verſenkt zu werden, betrachten, indem ſie einen Zipfel aufheben, einer nach dem anderen, der vorüberkommt, um die Art der Verwundung feſtzuſtellen. Der ermattete Landſer, der auf dem Schlachtfelde biwakierend friert, zieht ruhig dem nächſten toten Ruſſen den Mantel aus, um ſich zuzudecken. Harte Notwendigkeit, nicht Mangel an Gefühl. Rührend enthüllt ſich das, wenn einer dem gefallenen Kameraden die Stiefel abſtreift, weil er ſelbſt ſeine im verſchütteten

Unterſtand verloren hat, und dann dem Toten zärtlich die Wange ſtreichelt, indem er ſpricht: „Sei mir nich bees, mei Lieber, ich kann doch nicht anders!“ So iſt es auch nichts als Selbſterhaltungstrieb, als das grauſam Unumgängliche des Krieges, wenn den Gefallenen Munition und eiſerne Portionen abgenommen werden. Gefühl hat der Landſer deswegen, nur tritt es nicht in Jammern, Augenwiſchen und Schnäuzen zutage.

Vielleicht zeigt ſich das am beſten in der Pflege der Gräber. Dieſe werden ſo liebevoll vom Landſer betreut, wie gewiß nicht immer daheim in Friedenszeit. Das Kreuz wird, oft nur mühſelig bei mangelndem Werkzeug, geſchnitzt und gefügt. Steine werden abgeſchliffen, um darauf oder gar in den Felsblock hinein Namen, Ort und Tag zu hauen. Unerſchöpflich iſt die Erfindung des Landſers. An einem Ort im Oſten, wo die Helden im Walde liegen, haben die Baumſtämme zu Häupten der müden Schläfer ſelbſt gedient, ihr Andenken zu bewahren. Sie ſind in Mannshöhe abgeſägt — der obere Teil ergab, zu Brettern verwertet, den Sarg — eingekerbt und beſchrieben. Nicht immer hat das ein Schriftgelehrter beſorgt, um ſo rührender, wenn der Landſer in ſeiner Denkungs- und Sprechweiſe des Kameraden Gedächtnis bewahrte, indem er etwa ſchrieb: „Hier ruht Jäger Mehlhorn I, 3. Komp., Jäger . . . was ſoll ihm noch geſchehen. Leb wol. Parole: Jenſeits. Deine Landſer.“ Oder einfach: „Hier ruht Ulan Döbbgen, 1. Ul . . . nebſt zwei hübſchen Ruſſen als Gefangene.“ Nun, er wird ſeine Gefangenen wohl abliefern dort oben, und da es ganz hübſche Leute geweſen ſind, ihnen als Landſer, die ſie nach ihrer Weiſe auch ſein mögen, zur Verſöhnung die Hand ſchütteln, ehe ſie eintreten in den friedlichen Himmelsſaal.

Des Landſers Gefühl zeigt ſich nicht minder in der Sorge um die Lebenden, wenn er zum Beiſpiel den Eltern oder der Frau ſeines toten Mitlandſers aus ſeiner Gruppe mit ungefüger Hand einen Troſtbrief ſchreibt, oder ſobald er bei ruhigeren Augenblicken an der Front Heimatsurlaub bekommen hat, er von ſeinen wenigen Tagen zwei opfert, um den Eltern des Gefallenen zu erzählen, wie und wo es war. Gefühl ſpricht auch oft in unbehilflicher Weiſe aus den Liedern, die geſungen werden. Jene merkwürdige Sentimentalität, die nicht ſelten aus

ihnen klingt, und zum erdennahen, derben Naturweſen des Landſers wenig paſſen will, iſt wohl dadurch zu erklären, daß ſie meinen, das Poetiſche müſſe außerhalb der Wirklichkeit ſtehen. Sie fällt aber ohne Schaden von ihnen ab, ſobald ſie ausgeſungen haben. Der gleiche Vorgang kehrt im Leben des Volkes wieder. Bei Enthüllung, Stiftungsfeſt, Einweihung oder bei Unglücksfällen pflegt das einfache Wort nicht zu wirken. Ein Volksredner muß lange ſprechen, blumig, ein Gefühl breit tretend, das wohl vorhanden iſt, aber nicht in der Geſtalt. So haben denn leider die Landſer unſere ſchönſten Lieder verdorben. Ihr Leiblied „Gloria, Viktoria, mit Herz und Hand fürs Vaterland," das da endet: „Die Vöglein im Walde, die ſangen, ſang'n ſo wunder-, wunderſchön. In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederſehn", iſt aus dem alten ſchönen „Ich hatt' einen Kameraden" ſentimental, ſowohl muſikaliſch als auch im Wortlaut ſinnlos verdorben. Freilich ſoll der Urſprung der ſein, daß an verſchiedenen Stellen der Marſchkolonne zugleich Lieder gebrummt wurden — wie Geſang immer zu beginnen pflegt — aus denen dann ſolch merkwürdiges Miſchgewächs entſtanden iſt. Da ſind dann friſche Lieder eine Erlöſung, ſo ungehobelt ſie auch ſein mögen und: „Ich bin ein Kara . . . . ." (Zu ergänzen iſt: binier, wie das zweite ſächſiſche ſchwere Reiterregiment heißt), klingt denn doch ganz anders.

Volksliedhaft muten einige Strophen aus einem Landſerliede an, das freilich nicht gerade in einen Damentee paßt. Aber, Gottesdonnerwetter, wir ſind hier vorm Feind, und da gelten eben andere Geſetze. Verſe daraus wie:

„Dort auf der Rumpelshöh'
Geht's zornig zu,
Da tanzen die Bauernmädels
Auf Schnallenſchuh."

oder:

„Dreimal ums Häuſelein,
Dreimal ums Haus,
Drinnen wohnt mein Schätzelein,
Kommt nicht heraus!"

verſöhnen mit dem Landſergeſang. Nicht minder die weicheren Strophen, wie (nach dem bekannten: „Ich ſchieß den Hirſch . .“)

„Ich ſchieß den Ruß am Dünaſtrand,
Bei Tag und dunkler Nacht.
Wie er ſich zeigt am Uferrand,
Mein Karabiner kracht.
Ich ſpähe kühn: Wo ſteckt der Feind?
Stets bin ich auf der Hut,
:/: Doch wenn einmal die Liebſte weint,
Fließt mein Ulanenblut :/:

Und bricht das Eis am Dünawall,
Der Frühling zieht herein,
Lädt er mit neuem Liederſchall
Zu kecken Taten ein,
Dann in den Sattel! Nach dem Feind!
Mit friſchem Reitermut!
:/: Ob einſt auch meine Liebſte weint
Um mein Ulanenblut.“ :/:

Der Landſer iſt aber viel urſprünglicher in ſeinem Humor, mag er nun freiwillig oder unfreiwillig ſein. So, wenn ein Poſten bei 28 Grad Reaumur unter Null auf die Frage eines Generals, bei der Temperatur würde wohl alle Stunden abgelöſt, zur Antwort gibt: „Nee, Herr General, wir löſen alle zwee Stunden ab. Stündlich löſen wir nur ab, wenn Kälte eintreten ſollte!“ — Von der Bedeutung ſeiner Leiſtung ahnt der Landſer bei ſeiner Widerſtandsfähigkeit und Abhärtung meiſt ſelber nichts. Seine Tapferkeit zielt auch nicht auf eine Auszeichnung, und wenn irgendwo das ſchöne Wort Geltung hat, Deutſch ſein, ſei eine Sache um ihrer ſelbſt willen tun, ſo iſt es beim Landſer, der wohl ſtolz iſt, wenn ihm das Eiſerne Kreuz wird, der aber in faſt rührender Beſcheidenheit meiſt nicht klarmachen kann, wofür er eigentlich die Belohnung erhalten hat. Als ein Diviſionskommandeur einem Landſer, der ſich mit wenigen Kameraden lange gegen eine an Zahl überlegene ruſſiſche Patrouille gehalten hatte, das Kreuz von Eiſen ſelbſt anheftete, und ihn dabei fragte, wie ſich denn die Sache zugetragen habe, gab der zur Antwort: „Nu, mir waren ihrer

viere, da gamen noch nein Ruſſen dazu, und da meente der Unteroffizier: ‚Nu miſſen mir uns aber ſchleinichſt ſchwach machen!‘“ ſo klang es, als habe er die Auszeichnung für den Rückzug bekommen, daß aber die vier Landſer faſt zwei Dutzend Ruſſen aufgehalten hatten, verſchwieg er.

Solche Harmloſigkeit des Landſers gebiert denn manchmal urkomiſche Dinge. Einſt will ein Armeeführer mit ſeinem Stabschef an die Front, als ſein Auto von einem ſächſiſchen Poſten angehalten wird, der von Sr. Exzellenz vorſchriftsmäßig die Parole verlangt. Da beide Herren ſie nicht wiſſen, fragt der Generaloberſt: „Nun, kennen Sie mich denn nicht?“ — „Zu Befehl, Exzellenz, aber ohne Parole darf keener hier nich durch.“

Da nun der Armeeführer hätte zurückfahren müſſen, ſo iſt er einigermaßen ärgerlich wegen des Zeitverluſtes und beratſchlagt mit dem Stabschef, was zu tun ſei. Da kann der gutmütige Sachſe die Qual nicht länger mit anſehen und ſagt: „Nu, Exzellenz, wie wärſch denn, wenn Sie mal gelegentlich ‚Dräſen‘ ſprechen täten?“

Ja, der Landſer iſt gutmütig, und er, der von unſeren Feinden in ohnmächtiger Wut in Belgien zum Frauenſchänder und Kindermörder gemacht wurde, hat, wenn er überhaupt je Unrecht beging, höchſtens den Einwohnern des feindlichen Landes zu viel Vertrauen entgegengebracht. Wenn die Truppen im Oſten Deutſch ſprechende Leute trafen, meiſt keineswegs einwandfrei, ſo iſt der Landſer ſchnell mit ihnen bekannt geweſen und hat auf die Mahnung zur Vorſicht entſchuldigend geſagt: „Das ſein hibſche Leite, die ſprechen Deitſch!“ Als höflicher Sachſe zeigt ſich der Landſer immer. Ein Vizewachtmeiſter fragte bei Ausſtellung eines Bons den kaum ein deutſches Wort verſtehenden polniſchen Gutsinſpektor: „Mei Herr Panje, wie war gleich Ihr werter Name?“ Er fügte ſogar, ſich mit leichter Verbeugung vorſtellend, hinzu: „Mei werter Name is W. . . .“ Überhaupt der Landſer im Quartier! Die Landesſprache wurde erſetzt durch völliges Darüberhinweggleiten, daß man ſich eigentlich gar nicht verſtand, und je weniger der Fremde begriff, deſto höher ſtieg die Beredſamkeit. Allmählich lernten

nun die Landſer die Sprache. Freilich nach ihrer Art. Immerhin war in Frankreich Wenk (vin = Wein) und Penk (pain = Brot) nicht allzu ſchwer; bedenklicher wurde die Sache erſt, wenn die Unmöglichkeit für den Sachſen, Mitlauter richtig auszuſprechen, zu Mißverſtändniſſen führte. So kam es, daß einſt ein Landſer, als er Butter (beurre) haben wollte, eine Frau, die zitternd vor ihm ſtand, freundlich wieder und wieder fragte: „Fu afee pör?“ (Vous avez peur? = Sie haben Angſt?) Da ſie in ihrer Angſt immer heftiger nickte, verlangte er nun bald deutlicher, die Butter zu ſehen. Dabei beſtand für die arme Frau nicht die geringſte Gefahr, ſie könne um ihr Geld kommen, denn die Befehle über Bons waren ſtreng genug. Im Oſten haben ſie oft die merkwürdigſten Dinge gezeitigt. Ein Landſer, der ſich vergaß, wenn auch mit vollem Entgegenkommen, der Tochter eines Panje einen Kuß auf den roten Mund zu drücken, rief der geängſtigten Mutter zu: „Matja, laß dir 'n Bong geben!“ Ja, dieſes Rechtlichkeitsgefühl des Landſers hat zu den lächerlichſten Ungeheuerlichkeiten geführt. Nach erneuter ſcharfer Hinweiſung in Polen, alle Nahrungsmittel nur gegen bare Zahlung oder Gutſchein zu entnehmen, wurde eine Kuh vorgeführt, der eine Tafel am Schwanz hing mit der Inſchrift: „Zwei Liter Milch entnommen. Ulan R.“

Eines ſolchen Rechtſinns ernſtere Seite zeigt dieſes Vorkommnis: Ein Landſer, der, von einer Patrouille zurückkehrend, ein zweites Mal ganz allein vorkroch und dabei fünf Gegner abſchoß, weigerte ſich, eine Auszeichnung dafür anzunehmen, weil er es nicht aus edlen Beweggründen getan habe. Gefragt, wie er das meine, gab er zur Antwort: „Ich hatte bei der Patrouille meine Uhr verloren. Die wollte ich mir wiederholen. Da ſein mir de Schufte zwſchen die Beene gelofen. Wie ich nu ſehe, daß der eene meine Uhr ans Ohr hält, meine Uhr, ob ſe och geht, da bin ich fuchtig geworden, da bin ich ſo richtig ausgebrochen. Meine Uhr mit 'n erleuchteten Zifferblatt! Meine Uhr, die ich mir habe von meinem Erſparten gekoſt! Da hab ich ſe glei umgelegt, die Brider. Alle finſe. Nur wegen die Uhr. Das is doch eigentlich nicht ſcheen. Weil's eigentlich nich fürs Vaterland is, ſondern ſozuſagen ne kleene Privatrache. Drum kann ich, 's tut mir werklich furchtbar leid, aber ne Auszeichnung

kann ich dafür unmeglich annehmen. Das liegt nu mal nicht drin!“

Wie die ganze Armee im Krieg erſt lernen mußte mit den feindlichen Einwohnern umzugehen, ſo hat auch der Landſer eine gewiſſe „Technik“, möchte man es faſt nennen, ſich aneignen müſſen, um das Leben in der Ortsunterkunft ſich erträglich zu machen. Bekanntlich darf ein Heer alles requirieren, was es zur Unterkunft und Verpflegung in Feindesland gebrauchen kann, denn die zu erhaltende Kampfkraft ſteht jedem voran. Die feindlichen Einwohner verſuchen nun immer, Lebensmittel beiſeitezubringen. Dieſe zu finden, entwickelt der Landſer ein erſtaunliches Geſchick. Wohin er auch kommen möge: Die „Fliegerſtation“, das heißt den Hühnerſtall hat er ſofort entdeckt, und ein „Kochgeſchirraſpirant“, nämlich ein Huhn, muß daran glauben. Genau ſo findig iſt er, „geretteten“ Wein zu erſchnuppern. Am günſtigſten lagen die Verhältniſſe, wenn der Gutsbeſitzer ſein heiliges Wort gegeben hatte, es ſei kein Getränk irgendwelcher Art mehr vorhanden. Wurde dann etwa im Garten unter einem Blumenbeet ein Weinlager entdeckt, ſo konnte ihm dieſes unmöglich gehören, denn am Eid eines Ehrenmannes zweifelt man nicht. Man teilte ihm alſo den Fund dieſes offenſichtlich herrenloſen und damit vogelfreien Gutes mit. Dann mußte der Beſitzer, der, hätte er es nicht wie St. Peter verleugnet, volle Bezahlung bekommen haben würde, mit anſehen, wie ſein Flaſchenlager von den Landſern geleert wurde. Aber ſie waren meiſt ſo nett, ihn wenigſtens dazu einzuladen.

Um das Bild des Landſers noch abzurunden, heißt es keineswegs ihm Eintrag tun, von ſeines Herzens Einfalt zu reden, wie ſie hier und da zutage tritt, denn etwas „einfache Menſchen“ pflegen meiſt brave Leute zu ſein, die keinem zur Unehre gereichen. Sie ſind, wenn es um Tod und Leben geht, tauſendmal dem ſchlauen Windbeutel vorzuziehen, denn wenn ſie auch nicht „die Flöhe huſten hören“ wie der Landſer treffend ſagt, ſo haben ſie doch meiſt etwas, das mehr bedeutet als alle Weisheit dieſer Welt: Eine ehrliche, treue Seele. Eine im eigentlichſten Sinne ſchlagende Geſchichte von ſolcher Herzenseinfalt iſt dieſe: Blindgänger, das heißt nicht krepierte Artille-

riegeſchoſſe, die umherliegen, können Gefahr bringen, indem ſie durch unvorſichtige Berührung noch nachträglich losgehen. So werden ſie denn im Felde, bis der Feuerwerker oder Artillerie-Unteroffizier kommen kann, ſie durch Sprengung unſchädlich zu machen, wo es geht, irgendwie gekennzeichnet. Als nun der Hauptmann einen Landſer beauftragt, neben der gefährlichen Bombe einen Pfahl einzuſchlagen, zur Warnung für Unvorſichtige, findet er ſchon eine Minute darauf den Befehl ausgeführt. Da kein Beil oder Hammer da war, fragt er erſtaunt den Landſer, wie er es denn fertiggebracht habe, den Pfahl ſo ſchnell in die eisharte Erde zu treiben. Der Mann antwortet treuherzig: „Nu, Herr Hauptmann, da ich niſcht anders hatte, hab'chn gleich mit'm Blindgänger neingehaun!“ Iſt dieſes vielleicht nur ein Scherz, ſo iſt das Folgende ein wahres Vorkommnis: Es war ſtrenger Befehl gegeben, ſich beim Nahen eines Fliegers ſofort zu decken. Als nun ein Flugzeug gerade über einer Geſchützſtellung kreiſt, ſieht der Batteriechef von der Beobachtungsſtelle aus, wie ungeachtet des offenbar vom Flieger auf die Batterie geleiteten ſchweren Feuers ein Gegenſtand gemächlich hin und her wandert. Eine Fichte. Eine ganz abſonderliche Fichte. Eine Fichte mit zwei Beinen. Ärgerlich ruft er die Fichte an. Sie entpuppt ſich als Kanonier M. Auf die Frage des Hauptmanns, was denn dieſer verfluchte Unſinn bedeuten ſollte, gibt der Landſer mit pfiffigem Grinſen zur Antwort: „Herr Hauptmann, bei die Schießerei wollten mir gern 'n Beruhigungslatſch (Kaffee) wegmachen. Nu hatten mir aber ke Waſſer. Nu hole ich egal 's Waſſer, aber wie ich fortmachen will, ſprechen die anderen: Fliegerdeckung, und da hab' ich mir die Fichte übern Kopp genommen, daß mich der ruſſiſche Flieger nich kann ſehen!“ — Von des Landſers Leben, Denken und Seele iſt jetzt genugſam in Scherz und Ernſt die Rede geweſen. Hat ihn, möchte man nun fragen, der Krieg auch äußerlich verändert? Jawohl. Wie im Laufe des Feldzuges an ſeinem feldgrauen Ehrenkleide allerlei Abänderungen vorgenommen worden ſind, ſo haben auch die harten Notwendigkeiten des langen Krieges Wandlungen zuwege gebracht, Dinge, die ſich als vorteilhaft erwieſen, ſind ſtillſchweigend allgemein geworden. Im Quar-

ter, im Unterſtand, bei der Arbeit, tragen die meiſten Landſer nur ihr Unterzeug: Woll-, Leinen-, Tuchſachen, kurz, was ihnen zur Wärme und Bequemlichkeit dient. Faſt jeder Landſer beſitzt eine Taſchenlaterne, faſt jeder auch raucht, wenn es nur irgend etwas Qualmerzeugendes gibt. Im Grabendienſt tragen die Landſer oft Knieſchützer, Überziehärmel beim Auflegen des Gewehrs, und auf Poſten Filzſchuhe, Holzpantinen. In der Ruheſtellung, im Graben iſt bei den reitenden Truppen der Säbel verſchwunden. Gegen Kälte ſchützt ſich faſt jeder durch eine Haube, aber auch die verſchiedenſten Schals, Tücher, Müffchen bekommt man zu ſehen, dazu die erſtaunlichſten Handſchuhe. Die Waffenröcke, Hoſen und Mützen ſind noch feldgrauer geworden durch die lange Zeit, vom Regen, durch die Berührung mit der Mutter Erde, die uns alle einmal wieder aufnehmen wird. Es geſchieht, daß einer Knöpfe von verſchiedener Geſtalt hat, weil es die paſſenden im Augenblick nicht gab. Aber zerriſſene Sachen ſieht man beim Landſer nicht, und immer wieder kommen aus der Heimat Berge von Bluſen, Hoſen, Stiefel oder Wäſche, die braven Leute neu zu kleiden. Den Kopf tragen ſie kurz geſchoren, es iſt reinlicher, bequem und bei etwaigen Kopfſchüſſen beſſer, damit das Haar nicht in die Wunde mitgeriſſen werde. Die Landſer ſind überhaupt zur Reinlichkeit erzogen: überall hat man Bäder eingerichtet, ja Badewagen ſtehen bereit.

Auch des Landſers Seele iſt rein. Beſtrafungen ſind ſelten: Vergehen, Verbrechen, Untaten kommen kaum vor, als ob der Krieg hier gebeſſert hätte. Wie dieſe doch meiſt jungen, deutſchen Männer, darunter im Frieden gewiß mancher Luftikus wäre, ihre Pflicht tun gegen ihr großes, liebes, herrliches Vaterland, das zu ſehen iſt Rührung und Stolz zugleich. Sie leben da draußen wie eine Familie, die Landſer, und wenn ſie auch Menſchlichkeiten nicht immer ſich entziehen, — klopft alle an die eigene Bruſt — ſo ſind doch dunkle Triebe, böſe Untergründe faſt ausgeſchaltet durch dieſen Krieg, den man immer nur den ſchrecklichen nennt. Er iſt dem Landſer, das heißt der geſamten Jugend unſeres Volkes ein ſtrenger, oft ein furchtbarer, meiſt aber ein gnädiger Erzieher. Er ſchafft Selbſtändigkeit, unterdrückt vieles Niedrige und Gemeine der

Menſchenbruſt. Er löſcht die Feigheit. Er macht Männer. Deutſche Männer, die wir einſt notwendig brauchen werden, die wir heute opfern müſſen. Schade, denn ſchade iſt es um jedes junge deutſche Blut. Aber was der Krieg uns übriglaſſen wird, iſt in vielen Feuern geglüht, gehärtetes Eiſen, deutſcher Stahl. Einſt werden aus dem Felde in die Heimat Männer wiederkehren, gefeſtigter, ernſter, als ſie hinausgegangen ſind, denn ſie haben alle den Tod geſehen. Sie ſind Gezeichnete, die Anſtrengungen und Entbehrungen gelitten, die Wunden davongetragen haben und aushielten ohne Zucken im Hagel der Geſchoſſe, beim Donner der Schlachten. Gezeichnete, die dort ſtanden für ihr Vaterland, das Höchſte, das ein Menſch hat auf dieſer heute ſo wild erſchütterten Erde. Dieſes Vaterland aber ſoll wiſſen, was es an ihnen, ſeinen Landſern beſitzt. Es ſoll ihnen nie vergeſſen, daß ſie ihre Jugendjahre beim Heulen der Granaten, beim Springen der Schrapnelle, beim Pfeifen der Kugeln, im Krachen der Minen verbrachten.

Waldgefecht

Spätsommer im kurischen Walde! In einem Walde, der ohne Ende hinzieht, einem Walde, darin manch ganzes Herzogtum ohne Rest verschwinden würde. Ein Wald, wo keine Axt klingt und keine Säge kreischt. Jungfräulicher, tiefer Forst, wie er in Urzeiten Deutschland deckte, als noch die Sachsen Hünenmale bauten, als noch Hundinghütten standen und Walküren selige Helden emportrugen nach Walhall. Hier und da liegt ein alter Baum, von Windbruch und Jahren gefällt. Kniehoch steht das Kraut der Rauschebeere. Fichtenjugend wächst auf der Blöße der toten alten Bäume. Im Bruch ragen Birken und Weiden. Ihr Laub, nun dem Herbst entgegen, ist schon leise entfärbt. Wo der Boden dunkelt, gar Wasserlachen verdächtig schillern, zittern in dünnen Stämmen Erlen und Aspen. Moos deckt die Erde, Moos bekleidet die Stämme, Moos grünt unter den Wedeln der Farne, Moos hängt in Bärten von den Zweigen alter Fichten und Tannen. Den Wald durchziehen nur schmale Wege, verwachsen, grundlos, wenn es regnet, wie der Sumpf, den nur ein einzelner bei Trockenheit durchschreitet, während Pferde rettungslos versänken. Hier und da träumt ein Buschwärterhaus mit Schuppen und Scheunen auf kleiner Lichtung oder selten einmal, wie eine Insel im Waldmeer, eine Försterei. Im kurischen Urwald ist es still zur Friedenszeit, nur Rehwild äst und äugt, der Elch wechselt von Bruch zu Bruch, flinke schwarze Eichhörnchen eilen rund um einen Stamm, wippen von Zweig zu Zweig, schwer sichtbar gegen die dunklen Nadeln. Buntspechte hämmern, und der krächzende Schrei der Häher tönt. Eine scheue Mandelkrähe in ihrem glänzend blauen Rock steht grell gegen all das Grün.

Und hoch über dem kuriſchen Märchenwalde kreiſt ein Buſſardpaar. Selten ſchlägt einmal ein Haſe ſeine Haken über eine Lichtung. Der Fuchs ſchnürt durch den Wald, und im Abenddämmern leuchten vielleicht eines verſprengten alten Wolfrüden unheimliche Lichter. Wenn der Wind über den Urwald brauſt, neigen ſich die Wipfel, ſchlagen die Zweige durcheinander, ſtöhnen und ächzen die Äſte. Regt ſich kein Hauch, ſo iſt es totenſtill im endloſen Walde, darin ganze Heiden, Stadtforſte und Jagdgründe glatt aufgehen würden. An einzelnen Stellen nur lichtet ſich der Forſt. dort hat der Zar alten Soldaten einen Fetzen des Kronwaldes geſchenkt. Nach Dienſt und Wunden in Turkeſtan, im Kaukaſus, gegen die Japaner, fern in Sibirien, ſind ſie als Anſiedler gekommen, ein paar Rubel in der Taſche, die Axt über der Schulter. Sie ſchlagen Stämme, fügen ſie im Viereck zum rohen Blockhaus und roden, um Ackerboden und Holz zu gewinnen, den Wald. Wenn ſie Geſtrüpp und dürre Zweige abbrennen. ſo bleiben die gewaltigen Baumſtrünke angekohlt ſtehen. Die Aſche düngt den Boden. Dann geht der Pflug um die Wurzeln herum, jahrelang, Jahrzehnte hindurch, bis endlich das Holz zerfällt und ſo vielleicht einmal der Rieſenwald verſchwunden ſein wird, wie alles ein Ende nimmt auf dieſer Erde.

Heute iſt er noch da. Stand noch, als die Kavalleriediviſion ihm nahte, ſich hindurchzufreſſen in zähem Waldgefechte, bis ſie am anderen Ende wieder hinausſtieß, denn dieſer Urwald war vom Gegner beſetzt. Doch wer ſollte ſagen, wieviel darinnen ſaß, wer wiſſen, wo? Sie zogen hinein, die tapferen Reiter, wie in einen verwunſchenen Wald. Jenes Taſten, Lauſchen, Spähen, Nichtwiſſen in undurchdringlicher, fremder Wildnis war voller Rätſel und Wunder und würde noch mehr beſeſſen haben an Herrlichkeit des Ungewiſſen, hätten nicht Regen und Kälte auch eine Märchenſeele platt auf die naſſe Erde geſetzt.

Tief im Walde bezog die Brigade Freilager für die Nacht, weitab von den Schweſterbrigaden, die, in dem Rieſenwaldgelände verloren, irgendwo weit entfernt lagen. Patrouillen waren ausgeſandt, die Hauptſtraße hinab, die den Wald nach Süden durchſchnitt und ſchoſſen ſich herum mit ruſſiſchen Dra-

gonern. Posten standen. Hinter dem Schleiernetz ihrer Sicherungen konnte die Brigade zur Ruhe übergehen. Immer strömte der Regen. Da wurden, wie schon bisweilen tagesüber, bei Halt und Rast Holzstapel zur begehrten Villa, Hängezweige dichter Bäume zur gesuchten Sommerfrische. Frisch genug, daß es um die Feuer, die bald zu lohen begannen, Drängen gab und Platzsuchen. In dem tiefen Sumpfboden waren die Wagen nicht vorwärtsgekommen, und der Hafer fehlte. Der Futtersack wurde den nassen Tieren umsonst umgehangen. Mit großen, müden Augen schnupperten sie daran und bliesen hinein, bis die Leute den frommen Betrug einstellten und ihre Gäule Moos knabbern ließen und Heidekraut vom Boden rupfen. Die Landser aber stolperten zwischen Baumstämmen und Wurzeln einher und taten sich gut an Heidelbeeren, so daß sie bald alle blaue Mäuler und Hände bekamen, nicht anders als die heimische Friedensuniform. Es war wenigstens eine Erinnerung. Aber der Regen hörte nicht auf. Es goß und goß. Die Pferde begannen dunkel im Haar zu werden. Die Feuer drohten zu verlöschen. Dazu war die Nacht so bitter kalt, daß den Ulanen des Märchenwaldes Zauber nicht einging, ja mancher wild zu fluchen begann, nur um sich warm zu machen. So verstrichen zwei Tage. Bisweilen fühlte die russische Kavallerie einmal vor. Dann hallten Schüsse wieder im kurischen Urwalde, der sonst nur ab und zu eine freudige Jagdgesellschaft gesehen. Weiter fiel der Regen. Roß und Reiter wurden nicht mehr trocken in dem verwunschenen Wald. Endlich am 9. September klarte es auf. Das Futter für die armen Tier kam nach, und als sollte alles Gute nun auf einmal hereinbrechen, gab es herrliche Steinpilze. Die alte brave Gulaschkanone schluckte ganze Tschapkas voll. Einwandfrei, hatte sie doch der Herr Stabsarzt in höchsteigener Person gesammelt.

Wie nun durch vorgeschobene Schützen die Stellung verstärkt werden mußte und man den Wald allmählich durchforscht hatte, wurden Pferdehalter und Handpferde in Buschwärterhäusern untergebracht, die weit zerstreut umherlagen. In solch eines kam denn auch der Regimentsstab der Ulanen. Kaum konnte es von der Familie verlassen sein, denn es bot jenen eigenen, fast herzbewegenden Anblick von Räumen, deren Bewohner, etwa auf

einem Spaziergange, ein jäher Tod ereilt hat und die nun ihr Heim gleichsam mit noch warmen Sitzen hinterlassen haben. Der Strickstrumpf lag noch da. Das Geschirr in der Küche war nicht aufgewaschen. Sonst war alles ungewohnt sauber. Gute Möbel standen im Wohnzimmer, dessen Holzdecke und Holzwände nach Landessitte unverkleidet geblieben waren, so daß man sah, wie Balken an Balken lag, die Klinzen klaffend, denn Heizung und Zeit hatten das Holz schwinden lassen. Bilder mit deutscher Bezeichnung hingen an der Wand. Gewiß war die Frau eine Deutsche. Gesegnet seist du liebes Vaterland! Auf den Sprungfedermatratzen wurden die Schlafsäcke ausgebreitet. Man kam sich nach den Nächten im nassen Walde, vorher auf Scheunenboden oder gar in der Kartoffelfurche vor wie im Schlaraffenland. Natürlich mußten die drei Schweine, die Hühner, ja ein Truthahn sogar, ihr Leben lassen. Taten es nicht arme Menschen in diesem Kriege viel tausendmal mehr? Zwei Tage hier wurden für Mann und Roß Erholung und Traum.

Doch wie der Wald eben alle seine Reize gezeigt, sollte er bald, das ständige Gegenspiel des Lebens, auch seine Tücken weisen. Dem Soldaten darf es nicht allzu gut gehen, damit er seine Kampfkraft bewahre. In der übernächsten Nacht gab es feindliche Vorstöße beim Forsthause, das kaum fünf Kilometer südlich lag, und Verluste dazu, so daß die Brigade früh 5 Uhr 30 Minuten in jener Richtung bereitstand. Das Ulanen-Regiment sollte eine Abteilung von zwei Eskadrons mit einem Feldgeschütz und einer leichten Funkenstation zu weitreichender Aufklärung in die linke Flanke senden. Vom Feinde schien nichts bekannt. Eine andere Kavallerie-Division durfte am linken Flügel vermutet werden. Major G. erhielt das Kommando. Er mußte erst in dem Zauberwalde voll Unübersichtlichkeit und mangelhaften Wegen die Sicherungen einziehen und einige Patrouillen einteilen, die sich später auf dem Vormarsch absondern sollten. Dann ging es vorwärts durch den tiefen Wald, der wie eine finstere, unheimlich drohende Mauer dastand, bis er sich beim nächsten Buschwärterhause zu kleiner Lichtung weitete. Schon atmeten alle auf, als die Meldung eintraf, an einer Blöße, kaum auf halber Feldgranatenreichweite, läge eine

Schwadron im Gefecht. Der Weg, um vielleicht bedrängten Kameraden zu helfen, wurde diesesmal nicht lang, wo ein Ziel winkte. Und die frohe Stimmung der Reitersleute wuchs, als nun gar ein herrlicher Wiesenplan sich auftat. Sie begrüßten die Weite wie Erlösung aus dem Bangen der Enge.

Auf der Lichtung standen, auf Wasser entrückter Anhöhe, neben dem Buschwärterheim eine Reihe von Bauernhäusern. Kohl trug der urbargemachte Boden, Flachs und Kartoffeln. Auf halbem Wege bis zur Siedlung, mitten in der weiten Waldblöße träumte ein kleiner Friedhof. Wie überall hierzulande schien das Eingangstor noch das Stolzeste daran, denn die Grabhügel waren eingesunken, die Kreuze zerfallen. Die Mauern, aus im Acker gewonnenen Steinen errichtet, bedeuteten nicht viel mehr als eine wild aufgeworfene Grenzscheide zwischen Toten und Lebenden. Als sie bis hierhin gekommen waren, wurde das Feuer vorn irgendwo lebhafter. Die Schwadron lag rechts der Siedlung in Schützenlinie, die Front nach Osten gekehrt, während der Gegner den jenseitigen Waldrand und auch einige Häuser dort besetzt zu haben schien. Da nun das Gelände bis vor dem Friedhof leidlich Deckung bot, so gingen die Ulanen bis dorthin, und Major G. setzte die Schützen seiner zwei Schwadronen — nicht viel mehr als 90 Mann — ein, um den andern zu Hilfe zu eilen. Patrouillen schob er gegen die Waldränder zu beiden Seiten weit vor. Auf dem Wege, den sie gekommen, blieben die Handpferde, auch die Protze des Geschützes, das seitlich des kleinen, verwahrlosten Friedhofes gegen das Vollgrün des Laubgrundes gut gedeckt stand.

Wie nun die Ereignisse sich überstürzten: Nicht allein vom Forstsaum östlich pfiffen Kugeln, sondern das Feuer schien am ganzen Waldrand hinzulaufen, als ob eine Riesenzündschnur eilig abbrenne, knatterte plötzlich auch an der schweigenden Nordgrenze der zuerst freudig begrüßten Lichtung das erregende Tack, Tack, Tack eines Maschinengewehres. Und kaum war die Protze im Galopp an das Geschütz, das eine, das liebe, das sie nur besaßen, herangebracht, so tackte es auch schon im Süden. Der Wald, der schweigende, ließ jäh die Tarnkappe fallen.

Aber nun begann die treue Gefährtin der Heereskavallerie, die reitende Bombe zu arbeiten: Ratſch—bum, Ratſch—bum. Zweimal knapp hintereinander funkten ſie hinüber, was Kanoniere, Geſchoß und Rohr nur hergaben. Krachend platterten die Schrapnelle in den Waldrand. Der Artillerieleutnant F. verſtand ſeinen Kram. Zur Eile treibend reckte er ſich auf neben ſeinem Geſchütz, das immer das Maul doppelt voll nahm, damit die Ruſſen dächten, zwei Kanonen beſpien ſie hier. Nicht ſchnell genug konnte ihm die Knallerei gehen. Sobald er aber ſeine zwei Schüſſe heraus hatte, lächelte er freundlich in unerſchütterlicher Ruhe, bis die beiden nächſten nach der anderen Seite der Lichtung losplauzten, daß die alten Kiefern ſtöhnten, die Fichten ſich bogen, die Tannen ſplitterten, das Laub ratſchte, fetzte und der Ruſſe ſich drüben verflucht den Kopf einzog, kann doch weder Kaſak noch Dragoner Schrapnelle vertragen. Während nun das eine, das liebe, ja jetzt, wo es ſo fleißig war, das heißgeliebte Geſchütz ſeine Schwindeltätigkeit fortſetzte, bauten die Reiter langſam ab, denn feindliche Infanterie, mindeſtens zwei Kompagnien, wurde im Anmarſch von Norden gemeldet. In hageldichtem Feuer krochen die Ulanen zurück, ihre Verwundeten mühſelig mit ſich ſchleppend, darunter ihren Leutnant S., der durch Aushalten bis zum letzten Augenblick das Zurückgehen ſeiner Leute gedeckt und nun hilflos war mit zerſchmetterter Hand und zwei ſchweren Schenkelſchüſſen. Major G. nahm das Geſchütz im Galopp vom Friedhof rückwärts an den Waldrand. Sofort ſpie es wieder ratſch-ratſch bum... ratſch bum ſeine Einmachbüchſen hinaus, die ſich ihrer paar hundert Kirſchen entledigten, als ob ein Rieſe ein ganzes Maul voll Kerne ausſpuckte. Inzwiſchen hatten auch die Reiter ſich loslöſen können. Nur Leutnant v. Z. fehlte, wie Rittmeiſter v. Sch. meldete. Kann nicht helfen! Leb wohl Kamerad! Jetzt muß jeder ſeines eigenen Schickſals Schmied ſein, ſonſt gehen die Handpferde verloren. Handpferde dicht gedrängt auf engſter Straße. Rechts und links Sumpfbruch oder undurchdringlicher Wald! Handpferde ſattelleer mehr als nötig, denn mancher Reiter fehlte.

„Aufſitzen!“ Sie ſahen eben noch, wie ruſſiſche Dragoner mit ihrem quäkenden gedehnten „Urrä... Urrä...ä“ gegen den Hof ſtürmten, vor dem Leutnant von Z. mit ſeinen paar

Reitern ſich herumſchoß. Da lagen auch ſchon ruſſiſche Schützen am Friedhof. Wie die Schlangen hatten ſie ſich durch Gras, Flachs und Kraut gewunden. Befehl: „Geſchütz aufprotzen! Waldweg zurück. Schützen lebhafter feuern.“ Dann eilten ſie rückwärts auf dem Waldpfad, und hinter ihnen verſchwand ſo Feuer als Feind, hinter ihnen aber auch die Lichtung, zuerſt heiß erſehnt, nun böſe geſegnet. Tief tauchten ſie wieder unter in die Rätſel des Waldes.

Der Major ritt, den Kopf geſenkt. Es laſtete ſchwer auf ſeiner Soldatenſeele, daß ſie zurück gemußt. Er dachte an die ledigen Pferde, deren tote Reiter draußen auf der Lichtung lagen. Mißtrauiſch ſpähte er in das Dickicht ſchweigender Stämme, durch deren Nadeldach die helle Herbſtſonne fiel, gierig Tautropfen und Regenpfützen aufſaugend. Lichtbalken ſchoſſen am Bruch durch irgendeine Öffnung im Erlendach, tigerten hell und dunkel den Boden, und wie nun das Himmelslicht in den Lachen blitzte, zauberte es bald wieder Sonne in des Majors Herz: Er wußte mit einem Male, daß jenes niederdrückende Bewußtſein, das ihn zuerſt beherrſcht, zu Recht nicht beſtand, denn konnten die Reiter hier im Walde Attacke reiten? Der Gegner hatte Farbe bekannt, die Schleier waren vom Walde emporgeſtiegen, ſein lauerndes Geheimnis ſchien enthüllt. Der Major befahl Schritt, ließ halten. Für den Krankenwagen wurde Platz gemacht. Aller Blicke folgten ihm: Er war verſchloſſen, geheimnisvoll wie der Wald. Die Funker konnten nicht ſenden, denn die Diviſion befand ſich im Marſch. So wurde eine Patrouille mit der Meldung geſchickt, und nach langem geſpenſtigen Warten kam der Befehl zurück: Die Gruppe ſolle für die Nacht hinter die Sicherungen einer Brigade gehen. Vorher aber ſandte das Geſchütz, das eine, noch einen inbrünſtigen Abendſegen auf die Lichtung hinüber, die ſie hatten verlaſſen müſſen. Aller Reiter Wünſche begleiteten der Kameraden von der reitenden Artillerie heftiges Räuſpern und Spucken.

Dann ruhte man bei einem ſtillen Buſchwärterhaus. Am Feuer ſprachen die Ulanen flüſternd von jenen, die nun nicht mehr unter ihnen weilten, bis einer nach dem anderen ſich in den Mantel wickelte, Zweige unter den Kopf ſchob, und nachdem er noch ein Scheit Holz auf die Glut geſchleudert,

ſtill am praſſelnden Feuer ſich ſtreckte. Jeder aber warf noch mißtrauiſch einen Blick rundum in das Tannendunkel, die Kiefernacht, den Buſch am Bruch, in die Schatten des verwunſchenen Waldes.

Und der Wald ließ ſie nicht los. Am anderen Morgen neuer Befehl: zum zweiten Male ging es gegen Friedhof und Lichtung. Heute kam eine Jägerkompagnie hinzu mit zwei Maſchinengewehren, und links fühlte das Regiment vor. Wieder begannen alle Zauber kuriſchen Waldes zu leben, doppelt heute, wo man den Weg kannte, und freudig, weil es wieder vorwärts ging. Wie auf der Pirſch ſchlichen ſie heran; wie auf der Pirſch dröhnte der erſte Schuß. Ein Spitzenreiter fiel. Arme Seele! Kein Gegner war zu erblicken, keiner zu hören auch nur: Das war der Wald, der tückiſche, unheimliche Wald! Nun gab es kein Halten mehr, mit ureingeborenem Vergeltungsdrang ſtürzten ſich die Leute in das Unterholz. Aus ferner linker Flanke klang Gewehr- und Artilleriefeuer. Der tote ſtumme Wald redete, und wie man in ihm verraten worden, denn die Einwohner hatten, das ſchien gewiß, die Ruſſen gerufen, ſo verriet er jetzt: Drüben beſaßen ſie alſo auch Geſchütze. Bald klatſchten einzelne Schrapnelle in Nadeln und Blätter. Die ganze Lichtung, wo man geſtern den Friedhof gehalten, war von Ruſſen beſetzt. Kaum ſteckten die erſten Ulanen den Kopf heraus, ſo peitſchten auch ſchon die Kugeln über das Feld. Und als ſollte in dieſem Walde wieder alles zum anderen kommen, klang Galoppſprung: Zwei Meldereiter der erſten Schwadron prellten um die Waldecke. Die Gäule changierten ab, verhielten, ſchurrten hin auf dem glatten Nadelbett des totengen Weges: „Infanterie vom Buſchwärterhaus J. im Anmarſch!“

Handpferde zurück. Geſchütz vor, das liebe, einzige, das jeder ſegnete, ja, das nun bald abgöttiſche Verehrung genoß. Es ſchickte Doppelgrüße den gemeldeten entgegen. Der Leutnant, immer voller Leben, wenn zwei Schüſſe hintereinander plautzen ſollten, und wieder voll lächelnder Ruhe, ſobald der Eilſchwindel vorüber war, gab Ziel und Feuer an, mit jener kaum mehr irdiſchen Gehaltenheit, als ſtünde er in Zeithain

auf dem Schießplatz. Dann aber warteten ſie, lauerten, ſtumpften und träumten von Feind, Krieg, Pferden, von Daheim, vom Wald, dem kuriſchen Urwald. Wie nun jene Patrouille, die vorn am Gegner hing, meldete, ſie bekäme immer Feuer aus dem Buſch, aus den halbmannshohen Rauſchebeeren, dem Pferde überragenden Wacholder, dem Erlengewirr, dem Aſpenlaub . . . aus dem Weſenloſen, aus dem Nichts, dem Walde, da lagen ſie, die Finger am Abzuge, und ſuchten mit großen ſtarren Augen in die ſinkende Dunkelheit hinein. Sie trauten keinem Baumſtrunk, ruhten nicht eher, bis ſie jeden verdächtigen Fleck da drüben ausgemacht als ſchwarze ſchlüpfrige Moorerde. Immer tiefer ſank die Finſternis nieder über den Wald. Die Augenlöcher weiteten ſich, und die Ohren ſpannten nach vorn, als die Blicke in der Nacht zu verſagen begannen. Alles ſchwieg. Auch die Tiere des Waldes, flüchtig durch Schießen, Pferdehufe, Menſchenſtimmen, vergrämt niedergetan irgendwo, gaben keinen Laut. Jenes bange Schweigen lag über dem Walde, das die Nerven aufs höchſte ſpannt. Da kam der Befehl, weſtwärts in Unterkunft zurückgehen. Inzwiſchen eingetroffene Infanterie übernahm die Sicherung für die Nacht.

Die Reiter zogen ab auf den engen Pfaden, müde Pferd und Mann. Der Weg ging zwiſchen den nächtlich finſteren hohen Mauern der Stämme hin, ohne Ende, wie es allen ſchien, gleich dem Walde, bis die Stämme ſich auftaten und man, wieder aufatmend in Luft und Weite, zur Ruhe ging. Abermals brannten die Feuer, und die Ulanen lagen um die Glut. Noch ſtand Spannen und Spähen vor aller Sinnen, ſo daß bisweilen einer die Hand hob, ſich gegen die Feuerblendung zu ſchützen und hinüber äugte zum Walde, ſtumm und ſchwarz dort drüben. Es war Sonntag. Juſt Sonntag, wie immer, wenn in dieſem Krieg Unſicherheit laſtend auf dem Regimente lag. Daheim füllten die Menſchen die Kirchen, hier ſtanden deutſche Soldaten vor ihrem Schöpfer im Kampf für alles, was ihnen lieb und heilig, über ſich nur das Weltendach, um ſich die Werke und Wunder der Schöpfung: Den Wald, der ſie bedrängte und bedrückte, der dem Geiſt ihrer Waffe widerſprach, denn der hieß: Vorwärts.

Und wieder ſtieg ein Morgen auf im Walde, ein Morgen voll junger Herbſtherrlichkeit mit Sonnenlachen, Blätterrauſchen und Nadelduft. Von neuem begann der Marſch vorwärts. Wieder tauchten die Schwadronen mit Spitze und Sicherungen unter in dem Wald. Kilometer auf Kilometer wurde gefreſſen. Bald mußte man ja auf den Feind ſtoßen, und abermals ſpannte der Major, die Offiziere lugten aus, die Ulanen blickten rechts und links in das regungsloſe Nadel- und Laubmeer, mißtrauiſch wie einer, der Geſpenſter ſieht. Aber einer, der ſie entlarven, der ſie niederſchlagen will. Wo waren alle Schauer des Abends, die Rätſel der letzten Tage hin? Der Wald lachte im Sonnenſchein. Wieder klang in der Ferne das Hämmern des Buntſpechtes, der krächzende Schrei des Hähers. Elſtern zeigten ihr ſchwarzweißes Kleid am Waldrand, wo in der Krone des einſamen Baumes ein Storchenneſt hing, wo der lange, ſchräge Balken des Ziehbrunnens neben dem Buſchwärterhaus gegen den Himmel ſtand. Blau zog es am Bruche hin: Das Gefieder der Mandelkrähe blitzte in der Sonne. Frieden im Walde. Ein Schatten fiel vom Baum: Ein dunkelbraunes Eichhörnchen huſchte hinüber zum nächſten dicken Stamm. Und ſiehe da, wie ein Flieger kreiſte ein Buſſard hoch über dem endloſen Waldmeer und blickte hinein auf ſeine Wege, darauf Kolonnen zogen. Aber die unheimlichen Lichter verſprengter ruſſiſcher Wölfe leuchteten nicht im Wald, denn erſtaunliche Nachricht kam, als ſie weiterritten und ritten: Der ruſſiſche Wolf war verſchwunden. Er, der den deutſchen Menſchen allein nicht angreift, nur wenn er in ſicherer Überzahl iſt, hatte abgebaut. Man wollte es kaum glauben, und wie ſie durch den Wald ritten, die ſächſiſchen Ulanen, äugte manch einer noch immer voll Mißtrauen in die Tiefe der Stämme, wo Heidekraut wucherte, mit gelben und blauen Früchten, die Heidelbeere kniehoch ſtand, äugte in den Bruch mit ſchillerndem Sumpfwaſſer zwiſchen weißen Birken, dünnſtämmigen Erlen und zitternden Aſpen, dorthin wo von einem geſtürzten Rieſen, dem Gegner drüben gleich, Moosbärte hingen, unter dem vom letzten langen Regen Schwämme wuchſen, wo im finſteren Tann braungraue Ameiſenhaufen wimmelten, und die Farne ihre geſchlitzten Blätter ſtreckten. Nein, ſie glaubten es nicht, die ehrlichen Reitersleute: Zu lange nun hatte der

Wald ſie genarrt. Er nahm kein Ende. Gewiß bis zum Ural reichte er ſo.

Und er ballte ſich noch einmal zuſammen, ward dicht, undurchdringlich faſt, wuchs herein, hing über dem ſchon ſchmalen Wege, kehrte mit ſeinen niedernickenden Nadeln das liebe, das einzige, das rettende Geſchütz, wedelte mit grünen Laubzweigen den Reitern friſche Luft entgegen und ſtreichelte die treuen Pferde. Aber es war ſein letzter Gruß, denn mit einem Male tat ſich eine Lichtung auf — war es ein Buſchwärterhaus, eine Siedlung, Geſchenk des Zaren an alte Soldaten? Sie war groß, weit, nahm kein Ende. Der Himmel ſaß plötzlich wieder auf der Erde auf und ſtieß nicht in Baumwipfel und -kronen hinein. Das war Wieſe, Acker, freies Land: Der Wald lag hinter ihnen. Die Ulanen mochten es kaum glauben. In der langen Kolonne blickte ſich alles neugierig um, im Sattel wendeten ſich Schultern, Köpfe drehten ſich, Augen liefen umher — rückwärts: Hinter ihnen lag der Wald, der herrliche, der gewaltige, der rieſige, der grauſige Wald, der kuriſche Urwald. Und ſie ſeufzten glücklich auf. Nun konnten ſie wieder Reiter ſein. Sie klopften den Pferden den Hals, und während der Zauber- und Märchenwald weiter und weiter hinter ihnen verſchwand, begannen ſie leiſe zu ſingen:

„Die Vöglein im Walde, die ſangen, ſangen ſo wunderſchön.
In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederſehn."

Reiterkampf

„Verfolgung bis zum letzten Hauch von Mann und Roß!“ So lautete Hindenburgs Befehl. Nach anstrengendem Marsch stand das Reiter-Regiment die ganze lange Nacht auf der Straße. In der Kolonne zu vieren wartete es, dicht aufgeschlossen. Die Reiter der äußeren Pferde waren je rechts und links über Feld in Schützenlinie ausgeschwärmt, während die beiden innen ihre Tiere hielten. Im Grunde hätte es dessen nicht bedurft, denn nach den ungeheuren Marschleistungen vorangegegangener Tage standen die Gäule wie angemauert, schnickten nicht einmal, sondern ließen schläfrig die Köpfe hängen. Auch die Leute waren müde, hockten zwischen ihren Hannen und Micken, wie sie gern ihre getreuen Gefährten nannten, ja bald lagen sie in dem flachen Straßengraben zu seiten ihres Abmarsches. Wie es der Jahreszeit, der Septembermitte, entsprach, hatte es nach der siebenten Stunde schon zu dunkeln begonnen. Da nun aber die Nacht warm war, schlief es sich herrlich auf der blanken Erde. Auch die Schießerei störte nicht weiter, die Grüße, die draußen unabläſſig die Posten einander zusandten, und die bisweilen Ss Ss Ss irgendwo ins Wesenlose vorüberpfiffen. Sie waren nun schon alte Feldsoldaten und daran gewöhnt wie der Matrose an die Spritzer beim Seegang. Aber die beschauliche Ruhe wurde unsanft gestört, als es mit einmal hieß, es solle Heu gefaßt werden. Manchem, der da in süßen Träumen lag, kam das nicht eben zupasse. Doch, was befohlen ist, wird gemacht. Und so standen sie denn, die Glieder reckend, auf. Zur Linken, unweit der Straße, lag ein Anwesen, dessen Hof umschlossen ward rechts von einem unvollen-

deten Neubau, in der Mitte vom Wohnhaus, links aber von einer Scheune. Dort war das Heu gefunden worden. Der Panje und ſein Weib, die ängſtlich dem Wandern des Heerwurms auf der nahen Straße zugeſchaut hatten, fühlten ſich voller Bangen, als ihre Scheune geöffnet wurde, meinten ſie doch, ſie würden beraubt werden von den deutſchen Soldaten. Sie kannten es nicht anders von den eigenen Leuten. Als man nun aber die Fuhre bezahlte, klärten ſich ihre Mienen auf; wie ſie nun gar für Milch, Brot und Butter vom Rittmeiſter blankes deutſches Geld erhielten, wußten ſie, daß ſie in den Händen ehrlicher Männer ſich befanden. Die Pferde hoben die Köpfe, als der ſüße Duft ihnen in die Nüſtern ſtieg und ſie, die ſeit 50 Stunden keinen Hafer geſehen hatten, zerrten nun gierig am Rauhfutter, trotz nicht ausgehängter Kandaren; wie denn auch nicht locker gegurtet werden durfte, denn jeden Augenblick mußten ſie des Befehles zum Angriff gewärtig ſein.

Gegen Mitternacht ſetzte Regen ein. Da kroch der Rittmeiſter in den Neubau und ſchob ſich einen Stein unter den Kopf um zu ſchlafen. Wie manche Nacht hatte er ſchon ſo verbracht, nicht allein jetzt im Felde, nein auch in völlig anders geartetem Lande, denn er war ein alter Afrikaner. Im Eindämmern dachte er zurück an Hereroland, und als er ſich des grauſamen Durſtes entſann, der ſie dort unten ſo oft gequält, huſchte im Einſchlafen ein wohliges Lächeln über den Mund mit dem kleinen blonden Schnurrbart: Die Milch hatte ihm gut getan. Hier war es überhaupt herrlich, allein nur weil ſie ſich im Kriege befanden, wo der Schweinehund ſo ſchnell und ſicher erkannt wird und Männer erſtehen. Konnte dieſes Erdenrund Schöneres haben als ſolch ſpannende Erwartung, was die nächſte Stunde bringen würde? Gebe Gott, die Attacke, nach der Tag um Tag, Woche um Woche, ſeitdem ſie im Felde ſtanden, alle ehrlichen Reiterherzen umſonſt ſich ſehnten.

Davon träumte der Rittmeiſter. Doch nicht lange, denn das Feuer, das ſtändig getropft hatte, wie der rinnende Regen, war mit einem Male ſo ſtark angeſchwollen, daß es ſchien, als könnten nun bald die Träume vom Angriff in Erfüllung gehen.

So raffte ſich denn der Rittmeiſter auf und ſchritt zur Straße hinüber, indem er das ſteife Genick hin und her bewegte. Drüben ſtanden die Pferde, tief den Kopf geſenkt, und die Geſtalten der Reiter kauerten im Graben, während der Regen rann und es irgendwo pfiff von irrenden Infanteriegeſchoſſen. Darüber wurde es faſt 1 Uhr, jene Stunde, zu der, nach dem Befehl vom Abend, der Marſch fortgeſetzt werden ſollte. Plötzlich hieß es: „Raſt wird bis 4 Uhr morgens ausgedehnt!“ So ſanken denn alle Schläfer wieder auf ihr naſſes Lager zurück. Ein paar Worte wechſelte der Rittmeiſter mit einem hochgewachſenen Leutnant, deſſen blondes Schnurrbärtchen, bei günſtigem Lichte, ſich einen Augenblick abhob. Neben ihm ſtand, wie ſein Schatten, ein kleiner, zarter Fahnenjunker, der im Zuge des großen kräftigen Offiziers ritt, dem dritten der 4. Schwadron. Drei andere Eskadrons des Regiments, das mit einem Ulanenregiment die Vorhut einer Kavalleriediviſion bildete, waren voraus.

Da ſie nun noch drei Stunden Zeit hatten, warf ſich der Rittmeiſter wieder zum Schlafen hin. Im Straßengraben fand er aber keinen Stein für das Genick, ſo legte er ſeinem Zufallsnachbar in Regen und Straßenſchmutz, dem Gefreiten Morgner, den Kopf in den Schoß, wie einſt der im Barte, Württembergs geliebter Herr. Und wie jener konnte er es getroſt tun, denn ſie hatten ihn gern, ihren Rittmeiſter, all die Reiter. Als er nun erwachte, war es Zeit zum Aufbruch. Bald klang auf der noch immer dunklen Straße das Klappern der Hufe, leiſes Klirren: das Anſchlagen von Metall. In all den Reitern lebte das Bewußtſein: Jeden Augenblick konnte ihre Sehnſucht erfüllt werden, heute ging es nun endlich an den Feind. Als es gegen fünf allmählich zu dämmern begann, es blaugrau über der Landſchaft lag, auf dem Wieſentau ein leichter Herbſtſchleier ſchwebte, kam heftiges Feuer von vorn. Und wie ſie noch vorlauſchend ankämpften mit dem Gehör gegen das Hufgeklapper, das Rattern der Protzen, Geſchütze und Munitionswagen vor ihnen, kam ein Ordonnanzoffizier auf der freien Straßenſeite im langen Galopp mit dem Befehl, rechts heraus zu attackieren.

Des Rittmeiſters ungariſche ſchwarzbraune Stute, eine

hochbeinige, sechsjährige, setzte über den Graben. Das feurige Tier, mit Ohren- und Augenspiel, den Schweif verschnitten, warf die Hufe, den hohen runden Hals erhoben. Ein Stück rechts draußen auf dem leichten Heideboden wandte sich sein Reiter um, und hell klang die Stimme in den brauenden, anhebenden Morgen hinaus: „Rechts Front!“ Die Abmärsche schwenkten ein, und die lange Mauer der prustenden Gäule schloß sich zusammen, Zug um Zug. Leutnant H. vor dem ersten mit Rappen, dunkelbraune dann, am linken Flügel die Füchse. In der Mitte aber vor den Hellbraunen des Richtungszuges ritt Leutnant W., der große, blonde Offizier, mit dem der Rittmeister in der Dämmerung gesprochen, jener, dem der schmächtige, blutjunge Fahnenjunker anvertraut war. Freilich hatten Märsche, Gefechte, Verluste manches durcheinandergeworfen. Vor der Schwadron blieb der Rittmeister dreißig Schritt, nicht anders, als es im Exerzierreglement stand. Ihm zur Seite links galoppierte der Trompetersergeant, die treue Seele, schwarz wie sein Rappe. Ein ruhiges Tier war es, über die ersten Jugendjahre hinaus, sonst hätte es ihm vielleicht gar beim Blasen in unachtsamen Sprüngen die Zähne eingestoßen in dem blassen Gesicht mit dem kleinen, dunklen Bart. Über dem Mantel hing ihm an der weißgrünen Schnur der Banderolle, stolz und malerisch zugleich, die Trompete. Und noch einer blieb an des Rittmeisters Seite: Unteroffizier Gottschald, genannt der Haudegen, denn er war gewaltig an Kraft mit seinen starken Fäusten, einst Handarbeiter an der Wasserleitung in Plauen im Vogtlande. Auf der Quote saß er, dem heftigen Aas, alte Remonte, Rappe ohne Abzeichen, nicht jedermanns Sache, es zu reiten. Der Haudegen meisterte den Gaul.

„Eskadron Galopp, Marsch!“ Die müden Gäule, die noch vor einer Stunde auf der Straße den Kopf hängen ließen, schienen erwacht, bliesen die Nüstern auf, schnaubten, bohrten in die Zügel, lümmelten sich darauf, und mancher hatte nicht übel Lust zu schrammen, wie einst auf dem Exerzierplatz, wenn es der Stadt zuging und der Hafer stach. Im Morgengrauen lugte eine Windmühle von der Höhe, von links kam Feuer. Der Rittmeister warf den Arm vor, mit dem Säbel deutend. Hinter ihm drein brauste die Linie, schnaubend, rasselnd, einmal

ausgebaucht, dann eingezogen, wie eine Welle an den Strand nicht gerichtet läuft. Da kamen Schüsse, auch von der Höhe herab. Im Morgengrauen sah man aus dem Dunkel des verwitterten Holzes der Windmühle das Mündungsfeuer. Die Kugeln pfiffen zu hoch. Und die wogende, drängende Attackenfront erreichte ohne Verlust das einzeln ragende Ungetüm mit den gewaltigen, just in Kreuzesform stehenden Flügeln. Der Wachtmeister, dessen Rappe von weit drüben einen Fleischschuß bekommen hatte, quer durch die Kruppe hindurch, saß, da das Tier heftig blutete und schwach zu werden schien, ab, um dem in der Windmühle versteckten Gegner zur russischen ewigen Seligkeit zu verhelfen. Ein Talgrund hatte sich vor den Augen aufgetan, darin ein Bächlein müde glänzte. Müde nur, denn es wand sich blauschillernd hin, und im schwarzen Stehwasser spiegelte der düstere Himmel. In der Senkung vor ihnen weitete es sich, teichartig zum verdächtigen Sumpf. Der Rittmeister, nun schon der Schwadron weiter voraus, sah jetzt drüben auf ferner Höhe, von dichten, grünen Bäumen überschattet, ein bäuerliches Anwesen: den Eckhof einer Häusergruppe. Eine ausgeschwärmte Schützenlinie wurde sichtbar. Da der Teich in der Front, mit seinen Sumpfgräsern ringsum, ein ekles Hindernis bot, hier aber der Boden fest war, zugleich die Wiesengrundtiefe im Feuerschatten lag, wollte er sie benutzen, um unversehens auf die Höhe hinauf zu prellen und den Hof vom Feinde zu säubern. So verlor er mit Absitzen zum Fußgefecht keine Zeit, sondern war unversehens in den Russen drin, die nicht die Leute schienen, solch verwegenem Anprall standzuhalten.

Da legte denn der Rittmeister, mit seinem kleinen Stabe den Hang hinabfegend, ein Tempo vor, daß die Erdpatzen prasselten. Der Ungar griff aus, des Schwadronschef grauer Umhang flatterte, der Trompeter kratzte hinterdrein. Seine liebe Not hatte aber der Haudegen, der Quote nicht allzusehr den Kopf freizulassen, denn dem drahtigen Luder war solcher Galopp eher noch zu kurz. So wuchs denn auch der Abstand von der Schwadron. Die brauste, wogte, rankerte dahin, und als sie an den Sumpfteich kamen, einzelne Gäule schon gluckend und patschend in den tiefen Boden gerieten, geschah es von selbst, daß die Linie auseinanderriß. Die beiden rechten Züge ge-

wannen, über den Bach ſetzend, das freie Feld. Der dritte und vierte links folgte dem Rittmeiſter. Als der eben aus halb trügeriſchem Grunde auf den feſten Boden einer Wieſe kam, ſah er jenes Gehöft wieder, von dichten, grünen Bäumen überſchattet, aus dem ſie geſchoſſen hatten. Ruſſiſche Dragoner ſtanden am Hoftor, den Karabiner im Anſchlag. „Druff“ war des Rittmeiſters einziger Gedanke. Er hob noch einmal den Säbel, ließ ihn kreiſen und brüllte: „Hurra! Hurra! Hurra!“ Und der Haudegen mit dem dunkeln, ernſten Geſicht ließ auf ſeiner Quote, der ſchäumenden, ſchwarzen, die Lanze drohen, das Fähnlein flattern und brüllte: „Hurra! Hurra! Hurra!“ Jetzt kam, an dem Gehöft vorüberſchneidend, jene Straße in Sicht, auf der ſie, weit zurück, die nächtliche Marſchraſt gehalten hatten ‚kahl ohne Baumreihe, voll Schmutz und Hufſpuren. Zwei tote deutſche Pferde lagen darauf, neben dem einen ſein Reiter. Dem Rittmeiſter zuckte es wütend durchs Hirn: hier hat vielleicht die vorderſte Eskadron Feuer bekommen! Und wieder wußte er: „Druff!“ Mit zwei Sätzen war ſeine ungariſche Stute über der glitſchigen Straße, darauf vom Regen der Nacht die Waſſerlachen ſtanden.

Nun trennten keine fünfzig Schritt mehr die drei Reiter vom Gehöft. Niedrige Holzhäuſer waren es, ſtrohgedeckt, die nach rechter Panjeart um einen Hof ſtanden. Links vom Eingang eine Scheune, davor ein Zaun, einen Augenblick ſichtbar, rechts ein Schuppen. In der Tiefe ſchloß das Wohnhaus das Anweſen. Die zweite Scheune dem Schuppen gegenüber. Das alles ſtand nur wie ein Blitzbild der Erkenntnis vor den Augen der anſtürmenden Reiter, vor allem aber die ruſſiſchen Dragoner im Eingang, die Karabiner erhoben. Sie gaben eine Salve ab. Einer knatterte hinterdrein. Aber die drei, Rittmeiſter, Trompeter und Haudegen brüllten hurra, daß die Schüſſe nicht aufkamen gegen den Stimmaufwand von Wut, Erregung, Erziehung und Jubel, den nun ging es doch endlich einmal, nach Marſch und Marſch, Gepläntel und ferner Schießerei „druff“! Und richtig, die Ruſſen, die das Hoftor hielten, plautzten Löcher in die dieſige, graue Morgenluft, daß die alten, gefallenen Helden droben im Himmel auch mal was davon ſehen könnten. Schon waren die deutſchen Reiter drin.

Die ungariſche Stute machte einen Rieſenſatz, kaum mehr zu halten, mit ſteilem Genick und hochblitzenden Hufen, die Quote ſchrammte, nun ihr der Haudegen den Kopf frei gab, in die Ruſſen hinein ſogar der ruhige Trompeterrappe, ſtumpfer ſonſt in ſeinen Gängen, ſchien zu wittern, hier galt es, die Ehre des Regiments: er brauſte dicht hinter den anderen her, daß man das Weiße des Auges ſah. Der Rittmeiſter hieb, der Unteroffizier ſtach wütend drein, der Trompeter bahnte ſich eine Gaſſe, aber nicht mit der Trompete, nein, mit dem blitzenden Stahl. Und ſolchermaßen verdutzt waren die ruſſiſchen Dragoner, hatten ſie doch wohl gemeint, die deutſchen Reiter würden alles wagen, nur nicht eine Attacke auf Haus und Hof, daß die erſten ſich duckten, ſtürzten, wichen, fielen, purzelten, während ihnen der rote Lebensſaft über den Kalmückenſchädel, das Tatarengeſicht, die Ruſſennaſe rann, die hinten in der zweiten Reihe aber in den Hof flohen, als ritte der leibhaftige Gottſeibeiuns in eigener Perſon Attacke mitten unter ſie hinein. Der ganze Hof lebte von ruſſiſchen Soldaten. Man wußte, ſie hatten Frühaufſtehen nicht gern, ſo war wohl der Angriffsbefehl gekommen, um ſie zu überraſchen. Beim Satteln noch hatten die deutſchen Soldaten ſie erwiſcht. In dem Hurragebrüll der drei Verwegenen, die da, weit der Schwadron voraus, das Gehöft angenommen hatten wie ein wütender Stier, wenn er Blut ſieht, die nackte Wand, in ihrem Hyänengebell und Löwengebrüll verklang der Schreckensruf der 40 Mann im Hofe. Sie ſchrien, eilten, wimmelten, halb bekleidet, und ſuchten ihre Waffen und Pferde. Drin in der Scheune,dröhnte Stampfen, Schlagen von raſend gewordenen Tieren, übertönt von dem Indianergeheul der drei, die vorprellten bis mitten auf den Hof, wo ein Göpelwerk am Boden ſeinen Kreis zeigte, gleichſam ein großes Zifferblatt, daran der Zeiger den Ruſſen die letzte Stunde wies.

Aus dem Wohnhauſe drüben krachten Schüſſe. Des Rittmeiſters Stute ſank jäh in die Knie. Kugeln hatten Kinnlade und Schulter getroffen. Ein Schuß zerfetzte ihres Reiters linkes Ohr, daß ein Brünnlein über die Schulter floß, als ſei ein Faß roten Weines leck geworden. Der, den ſie ſo unſanft angezapft, dachte, während ſein Tier zur Seite ſank: „Na, nu runter vom Gaul und ſich durchgeſchlagen! Wartet ihr Hunde!“

Es erhöhte ſeine Wut, daß er den tapferen Trompeter fallen ſah, ganz ruhig zur Seite, wie einer ſich niederlegt, der ſchlafen will: den ewigen Schlaf! Der Rittmeiſter hörte nichts mehr, nur das Brünnlein, das ihm vom Ohre plätſcherte. Da ſchlug er blindlings drein: zwei Ruſſen ins Genick, einen um den andern, daß ſie tot hinfielen, ohne auch nur Amen zu ſagen. Auf das Scheunentor gegenüber war er zugeſprungen, denn von dort ſchoſſen ſie durch den Türſpalt zwiſchen Holz und Angel. Einer jedoch, noch draußen, fiel den an, der blutete und brüllte, bekam aber einen Säbelhieb, daß er in die Knie ſank und ſchrie.

Wie nun der alte Afrikaner, dem Krieg und Kampf und Angriff höchſtes Lebensglück bedeuteten, bei vergeblicher Arbeit war, drang von links her plötzlich, mit offenem Maul, blanken, bläkenden Zähnen ein Ruſſe auf den Rittmeiſter ein, ihn mit ſeinem Stahlrohr auf den Boden zu nageln. Kaum aber wandte ſich der gegen den neuen Feind, ſo drohte auch ſchon eine zweite ruſſiſche Lanzenſpitze. Als alter Fechter ſprang der doppelt Angegriffene vor- und rückwärts. Mit der Linken erwehrte er ſich der einen Lanze, die ihn über den Arm traf, daß er ihn kaum mehr gebrauchen konnte, mit dem Säbel in der Rechten ſchlug er die zweite Lanze in Luft oder Boden. Dreimal traf ihn die Spitze an der Bruſt, durch Umhang und Waffenrock; tiefer nicht.

Als der alte Afrikaner in höchſter Bedrängnis ſtand, ſich zweier Gegner zu erwehren, die er mit dem kurzen Säbel gegen die langhindrohenden Lanzen nicht erreichen konnte, fielen von rückwärts eine Anzahl ruſſiſcher Dragoner über ihn her und ſchlugen mit den Kolben auf ihn drein. Er wendete ſich, noch von den Speeren bedroht, halb gegen ſie, als ihn ein ſchwerer Hieb mit dem Karabiner, den der Helm kaum dämpfte, in die Knie zwang. Beim zweiten ſank er dicht an der Scheunenwand vornüber und blieb liegen. Sein letzter Gedanke war: „Nun ſchlagen ſie dich einfach tot wie einen tollen Hund.“ Dann konnte er keinen Atem mehr bekommen wie einſt, wenn ihm beim Raufen einer vor den Magen geſchlagen hatte. Er ſah rot, ſchreiend rot, blaue Nebel ſtiegen auf, quirlend gelbe Dämpfe. Es wurde ſchwarz. Nacht. Alles erloſch.

Doch die Ruſſen ſollten deſſen nicht froh werden, denn ſchon erſchien der Haudegen auf dem Plan. Nicht untätig war er

gewesen. Als er links vom Rittmeister in den Höllensabbat des Hofes hineingefahren war, nahm er zwei Russen an, die sich scheu an die Mauer drückten, ihrem Ende entgegen, denn der Haudegen brüllte grausig und riß die schwarzen Augen auf, als wollten sie Blut sehen. Den einen der Kerle stach er kurzerhand durchs Genick, daß er jäh seinen Geist aufgab, falls der arme Analphabet solchen besessen. Den zweiten, der in steinernem Entsetzen sich tot gestellt, nagelte er an die Wand mit der Lanzenspitze, die noch vom Blute des ersten troff. Als der elende Schächer zusammenbrach, sah der Haudegen, wie an der Scheune fünf braune Schufte von hinten über seinen Rittmeister herfielen. Da stürzte er sich auf die feigen Bedränger. Die Quote, der das Abtun der beiden ersten schon zu lange gedauert, prellte vor, den Schweif tragend. Das Augenweiß leuchtete in dem schwarzen Teufelskopf. Da klappte der erste Kerl um, durch und durch gerannt. Der zweite wälzte sich, als der Gewaltige auf dem Rappen ihm die Lanze aus dem Halse zog. Die anderen stoben davon. Da nun aber Brüllen, Schießen und Tumult das heftige Tier zur Raserei gebracht, erhob es sich plötzlich auf der Nachhand, wandte sich, vom Zügeldrucke frei, und schnellte, zwei Schritte gehend, mit weitem Satze längs der Scheune hin und durch den zweiten Ausgang des Hofes ins Freie.

Dort kam eben Leutnant H. die Straße herabgejagt, der mit dem ersten Zug um den Sumpfteich herumgeprellt war. Aber auch die beiden Züge, die dem Rittmeister gefolgt, waren jetzt im Hof, mit Hurragebrüll, Stich und Hieb. Die Russen schossen wider aus dem Wohnhaus, und der große, blonde Leutnant W. stürzte jäh mit seinem Pferde zusammen. Er erhob noch die Hand, dann traf ihn die zweite Kugel in die Schläfe. Dicht neben ihm fiel, in den Leib getroffen, der kleine Fahnenjunker. Er richtete sich noch einmal auf, dann sank er langsam zurück und schloß für jetzt und immer die Augen. War ja dem Großen, Starken beigegeben. Mußte mit ihm. Auch ins dunkle Land. Jene aber, die beide niedergestreckt, freuten sich ihres Lebens nicht allzulange, denn hinter dem Offizier und seinem Fahnenjunker arbeiteten die Reiter mit harter Faust und schwerer, spitzer Lanze. Freilich mußte manch Braver in

dem Hofkampfe das Leben laſſen, denn ein großes Morden hob jetzt an, Preisſtechen ums Atmen, Preisſchießen ums Jenſeits, und bei all dem Toben, bei Brüllen, Geknatter, Schlag und Sturz ſaß mit einem Male der rote Hahn auf dem Dach. Wer hätte ſagen mögen, wie!

Als der Rittmeiſter erwachte war ihm ſeltſam heiß. War es das Schädelbrummen, das warme Blut vom Ohr, das Flammenmeer? Er taumelte zum lodernden Hofe hinaus. „Nu och noch verbrennen?“ ſagte er ganz laut in verſtörten Gedanken. Auf der Straße blieb er ſtehen. Sie trugen Verwundete heraus und legten ſie auf den Raſen. Tote dazu, in bunter Reihe. Draußen hielt eine Ulanenſchwadron, die hinter ihnen dreingeſtürmt war. Wo kam die her? Es ſchien alles unbegreiflich ſchnell geſchehen. Ein Sanitätsunteroffizier trat zum Rittmeiſter, ihn zu verbinden. Als der nun ſagte: „Erſt die Schwerverwundeten!“ rief einer, irgendeiner: „Es ſein noch Ruſſen drin!“ Und als ob er ſie gerufen hätte, knieten plötzlich zwei im Anſchlag im Hoftor. Ehe ſie abreißen konnten, legten Reiterkugeln ſie glatt um. Wieder rief einer, irgendeiner: „Da ſein noch mehr drin!“ Und eine Stimme fragte: „Herr Rittmeiſter, derfen wir anzünden?“ — „Anzünden!“

Da nun von jenen leimähnlichen Rollen, mit denen die Ruſſen unſchuldige Dörfer und Städte in Brand geſetzt, etliches umherlag, griffen die Leute zu, ſtrichen ein Zündholz an und warfen die flammenden Zünder auf das Strohdach der Scheune, das alsbald, kaum gedacht, auch ſchon in Flammen ſtand. Poltern hörte man drinnen, Pferde in Todesangſt an die Wand donnern, Menſchen ſchreien. Praſſelnd, qualmend, in hellen Flammen ſtand der Hof. Steil ſchoß die Glut empor, erſtickend, verſengend, was etwa drinnen noch gelebt. Rundum hielt die Schwadron. In dem Gewirr von Menſch und Tier, von toten Ruſſen, toten deutſchen Reitern, von ſchwerkeuchenden Verwundeten, von ſchnaubenden Pferden, teilten die Kameraden einander leiſe Erlebniſſe mit: Den Rittmeiſter der ruſſiſchen Schwadron hatte einer vom Pferde geſtochen. Einem Rekruten, der ſchon drei Stiche in den Rücken bekommen, war ein Dreijähriger zu Hilfe geeilt und hatte den Ruſſen, der ihn

hetzte, „ufgepiekt uf den Bohnenſtengel wie nen Braten uf 'n Spieß"!

Wie es nun über die ſechſte Stunde geworden war, erſchien der Brigadeführer Oberſt J., ein Leuchten auf dem Geſicht, war es doch ſein Regiment, das jene erſte Attacke geritten, die wohl Opfer gekoſtet, aber den Feind zum Abbauen gezwungen hatte. Dann kam jener letzte Akt, auch eines Reiterdramas, mit Hurra und Pferdeſchnauben, mit Hufgedonner, Lanzengeſchwirr und Säbelgeklirr, jener letzte, ernſte, ſtille nach all dem wilden Getöſe einer Reiterſchlacht: Während vor dem Gehöft, dicht an der Marſchſtraße, dumpf die Spaten klangen für jene, die den ſtolzen Reitertod gefunden, ſtreiften zwei Unteroffiziere und zwanzig Mann, in Schützenlinie ausgeſchwärmt, das Gelände ab, über welches die Attacke gekommen war. Man las Verwundete auf, die etwa noch irgendwo in einer Senkung verborgen gelegen, man trug die Toten zuſammen und bettete ſie auf dem grünen Raſen. Neben ihnen ſtanden die Pferde, ſo ausgepumpt, daß ſie ſich nicht einmal niederbeugten zu friſchem Graſe, obwohl es ihnen ſozuſagen ins Maul wuchs. Ringsum aber leuchteten lodernde Häuſer in den grämlichen Tag hinein. Am hellſten brannte drüben die Windmühle, in der unbewegten Luft ein ſteiler Feuerſtrahl, der zum Himmel leckte, als wolle er den Pfad erhellen all den ehrlichen Reiterſeelen, die für ihr Vaterland ſchon ſo zeitig ſich auf den Weg gemacht, denen droben zu erzählen, wie es gut um die Deutſchen ſtand da unten auf dem granatendurchwühlten, dem kugelüberziſchten, dem bombenbedachten, dem ſchwerumkämpften Feindesboden, darauf ſie hielten.

Der Wachtmeiſter nahm den Gefallenen die Erkennungsmarke ab, Uhr, Geld, Notizbuch, es zu verwahren für ihre Lieben daheim. Dann trug er ihre Namen ein in ſein dickes Buch, das immer zwiſchen den Bruſtknöpfen ſteckte. Sonſt ſparte er Papier im Felde, heute aber fing er eine neue Seite an, malte bedächtig ein Kreuz und ſchrieb Anczlawka dazu. Während den toten Pferden das Lederzeug abgenommen wurde und auf Wagen der Pioniere verladen, die hinzugekommen waren, trafen Verſprengte ein. Sie hatten blutige Einzelarbeit in den verſtreuten Gehöften getan, waren im Eifer des

Verfolgens über Heide und Höhe, Wiese und Weide abgeprellt und fortgeschossen. Welchen war die Lanze abgebrochen; einer ritt barhaupt daher. Mancher erschien zu Fuß schwer stampfend, denn sie hatten ihm den Gaul zwischen den Beinen umgelegt. Unter ihnen ging der Oberarzt einher, zu verbinden, die Toten zu behorchen, ob vielleicht noch ein letzter Funke in dem Kleiderbündel glömme, das da am Boden lag.

Inzwischen hatte mit der siebenten Stunde ein leichter Regen eingesetzt. Die Häuser schwelten, rauchten, dampften nur noch, und das Gehöft neben den Gräbern sandte üble Dünste aus von den verkohlten Leichen und von Pferden. Nun legten sie die Toten in ihr letztes Bett. Zwei Gräber hatten sie schaufeln müssen, zwei lange, denn es waren ihrer zuviel geworden. Vier Mann hoben schwer den gewaltigen Leib des toten Leutnants vom Richtungszuge, zwei leicht seinen Schildknappen, den kleinen, schmächtigen Fahnenjunker. Er brauchte nicht viel Platz. Mehr der Trompetersergeant, die Schwalbennester an den breiten Schultern. Dann kam Mann an Mann, bis die erste Grube voll war. Und nun begannen sie die zweite enggeschichtet zu füllen. Sie hatten im Marschquartiere, wie unter Gottes freiem Himmel so oft dicht zusammenliegen müssen, daß es ihrem Erdenrest gewiß nichts verschlug, wenn man ihn dicht bettete. Waren ja alle gute Kameraden. Wie sie nun fertig waren, trat der Rittmeister an das Grab, erstaunlich anzuschauen mit dem verbundenen Kopf und dem von Lanzenstichen zerfetzten Waffenrock, auf dem das abgetropfte Blut erstarrt war. Schlaff hing ihm der Arm herab, den die Hiebe getroffen. Krumm hielt er sich, denn der Kolbenschlag ins Genick hatte ihm den Kopf niedergedrückt. Doch er riß sich zusammen, und während sein Haudegen mit dem ernsten, dunklen Gesicht hinter ihm stand, sprach er ein paar kurze Worte. Nur ein paar, nach den Hieben auf den Schädel war jeder Satz schwer abgerungen:

„Kameraden! Vor einer Stunde mit ihnen zusammen. Frisch und gesund. Dann die Attacke. Schön war's. Nun ist's vorbei. Für sie ganz vorbei. Die Feuertaufe haben sie erhalten. Können stolz sein, wie wir's auf sie sind fürs Regiment. Brave Soldaten liegen hier. Euer Leutnant. Und

der kleine Fahnenjunker. Und mein treuer Trompeter, und dann die ganze lange Reihe lieber Kameraden. Haben die größte Ehre erlangt: ihr Leben gelaſſen fürs Vaterland. Kameraden: Helm ab zum Gebet. Vaterunſer, der Du biſt im Himmel, geheiligt werde Dein Name, zu uns komme Dein Reich, Dein Wille geſchehe wie im Himmel alſo auch auf Erden, unſer täglich Brot gib uns heute und vergib uns unſere Schuld, wie wir vergeben unſeren Schuldigern, führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Übel, denn Dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit Amen."

Über der Reiter Geſichter zuckte es. Wohl gehörte es dazu, ſo war nun mal der Krieg, aber als ſie in die Grube auf die Regungsloſen ſtarrten, wurde manches Auge feucht. Einzelne wandten den Kopf, denn neben ihnen auf der Straße zogen die anderen Regimenter der Kavallerie-Diviſion vorüber. Neugierig blickten dieſe hin: „Aha, da iſt eine Attacke geweſen!" Dann ritten ſie weiter mit krummen Rücken, denn es regnete. Dachte wohl mancher: „Gut, daß ich's nicht bin. Na, aber wenn's ſein muß." . . .

Nach dem letzten Gruß griffen eilige Hände zum Spaten und ſchaufelten Erde darauf. Die erſten Schollen taten weh. Bald aber praſſelten ſie ſchnell hinterdrein, denn es war keine Zeit. Da verſchwanden die Kameraden da unten einer nach dem andern. Nur noch eine Hand oder ein Stiefel ſah heraus. Dann nichts mehr. Erde zu Erde. Staub zu Staub. Das Loch war eingeebnet. Der Hügel wölbte ſich. Der Raum, unten genommen und ausgefüllt, wuchs oben darauf. Nun zogen ſie die Pallaſche der Toten aus den Scheiden und ſteckten ſie in die lockere Erde, behutſam, die da unten nicht zu treffen, — es hatte ihnen weh getan, — die Pallaſche, blank, wie die Gefallenen ſie geführt. Von den Stahlhelmen riſſen ſie die Ueberzüge und plötzlich leuchteten ſie metalliſch hell wie einſt im Frieden, als die Toten ſie zum erſten Male ſtolz aufs Haupt geſetzt. Dann legte der Schwadronschef die Trompete ſeines treuen Begleiters, von ſechs Kugeln war ſie durchbohrt, ihm leiſe aufs Grab. Einen Augenblick blieben ſie noch ſtehen. Plötzlich wandte Rittmeiſter Freiherr von M. ſich um: „Aufſitzen!" Gelauf und

Gewirr. Füße ſtießen ſich ab, Reiter hoben ſich. Die weißgrünen Lanzenfähnlein wehten. Durcheinander wirbelte der Reiterſchwarm. Ein leiſer Wind trieb den Qualm vom Hofe wie Opferrauch über die beiden langen Gräber mit der Reihe gerichteter blinkender Helme, der Reihe der ſcharfen Pallaſche und der nun für ewig ſtummen zerſchoſſenen Trompete. Der Haudegen half dem Rittmeiſter, deſſen Arm gelähmt hing, mit aller Kraft aufs Pferd. Die Kolonne ordnete ſich und zog die Straße hin der Diviſion nach. Einem, der bummlig ritt, rief der Wachtmeiſter zu: „Aufſchließen! . . . Jetzt iſt wieder Dienſt, mei Lieber!“ Als ob der Reiterkampf Erholung geweſen ſei.

Dann verſchwand die Schwadron, dem Feinde neu entgegen, von dem ſie das Vorland befreit. Kleiner wurde ſie und kleiner, bis ſie, nur noch ein Strich, ein Punkt — nicht mehr am Himmel ſtand. Allein die Gräber blieben, und die toten Ruſſen, die umherlagen, am Wege, wie in den Feldern. Mochten ſie ſich ſelbſt begraben. Die Deutſchen hatten keine Zeit. Der Himmel weinte. Auf der Höhe ſtand der glimmende Aſchenhaufen der Mühle. Das Kreuz der Flügel war verloht, ſie brauchten es nicht mehr, die toten deutſchen Reiter. Ihre Seelen waren längſt im Himmel droben abgeſeſſen. Amen.

Der Generalfeldmarschall

Schweigend liegt das große Haus, zurückgerückt in seinem Ehrenhofe, davon die Befehlsdrähte von Ober-Ost hinausgehen an die Riesenfront. In der Mittagstille ist kein Mensch zu erblicken bis auf den Posten vor dem zur Wache umgestalteten Nebengebäude. Da steht er in unerschütterlicher Ruhe wie die langen deutschen Linien draußen an der Ostfront. Plötzlich reißt etwas den Mann aus seiner Bewegungslosigkeit. Er eilt ans Schilderhaus, ruft, die Wache tritt heraus. Zugleich biegt lautlos ein Kraftwagen durch das Tor, hält am Haupteingang, einer im Mantel steigt aus, bleibt, die Hand am Mützenschirm, stehen, das gütige Auge auf die Soldaten gerichtet, die ihm militärische Ehren erweisen. Er ist ganz allein auf den Stufen. Der gewaltige Mann findet Zeit, den Gruß entgegenzunehmen, obwohl der eilige Draht drängend Meldung auf Meldung trägt, denn der Russe greift eben abermals an. Wie aus Erz steht der Generalfeldmarschall, bis plötzlich die Stelle leer ist unter dem Dach der Vorfahrt. Im Hause der Arbeit, die da geht Tag und Nacht und Nacht wie Tag, ist er verschwunden, als sei er nur eine Erscheinung gewesen. Die Wache tritt ab. Wieder hält allein der Posten regungslos eherne Wacht gleich der deutschen Front.

Dann die neue Begegnung: nicht Erscheinung mehr, sondern Sehen und Sprechen von Auge zu Auge, Ohr zu Ohr im Kreise des engeren Stabes. In einem anderen Hause jener Stadt — irgendeiner in dem weiten Lande — wo der Generalfeldmarschall von Hindenburg heute arbeitet. Einst Heim eines

wohlhabenden Mannes. Beſchränkt kann es nicht ſein, weil ſolch ein Stab nicht allein zur Arbeit Platz braucht, ſondern dieſe Herren auch bei Tiſch — das iſt ihre Ruhezeit, da es im Felde keinen Sonntag gibt — einander erreichbar ſein müſſen. Da werden nach dem Eſſen in einem ruhigen Augenblick Meinungen ausgetauſcht, paſſender hier für die Arbeitüberhäuften als im Geſchäftszimmer, wo ewig einer eintritt, ſtändig der Fernſprecher Ohr und Mund verlangt. Den meiſten der Herren iſt jenes einfache Mahl die einzige Zeit am Tage, wo Scherz und Ausſprache einmal das arbeitende Hirn ruhen läßt.

Kurz vor der Stunde verſammelt man ſich in einem Zimmer unmittelbar am Flur, darin Treppenhaus und Kleiderablage zuſammenſtoßen. Wohl herrſcht die Generalſtabsuniform vor, doch auch mancher andere Rock iſt vertreten. Nicht anders wie bei jedem Stabe: Offiziere, geeint durch Erziehung, verſchieden nur an Jahren, die meiſt auch den Rang bedeuten, verkehren hier miteinander, wie eben der wohlerzogene Menſch, der als Jüngerer weniger Erfahrung des Lebens beſitzt, gegen jeden ſich benimmt, deſſen Haar ergraute. Jene gewiſſe Abgeſchloſſenheit iſt äußerliche Form, die hält, doch nicht bindet, eine Gepflogenheit, aber keine Hemmung. Auch nicht jenem hochgewachſenen General gegenüber mit den klaren, hellen Adleraugen, die nicht ausſehen, als ließen ſie ſich etwas vorgaukeln, ſondern die Menſchen anblicken, von einem ſcharfen Hirn gelenkt, einem unerbittlichen, vielleicht rückſichtslos wagemutigen zugleich. Gott ſei Dank für unſer Vaterland! Unter dem kurz gehaltenen Haar auf dem rundgebauten Schädel forſchen ſie aus einem grauen Geſicht, darin auf feſten Kinnladen über ſchmalen Lippen nur mehr für den kleinen Schnurrbart Platz iſt. Mit der ruhigen Sicherheit des deutſchen Offiziers tritt er ein, der Chef des Stabes: Generalleutnant Ludendorff.

Dann ſteht mit einem Male unter den Herren ein großer, ſtarker Mann im kleinen Rock mit den gelben Spiegeln des Dritten Garderegiments z. F., darauf das blaue Kreuz des „Pour le Mérite“, der ſächſiſche Militär-Sankt-Heinrichs-Orden, das Kreuz von Eiſen liegen. Er macht nichts aus ſich, ruht in ſich ſelbſt in natürlicher Gelaſſenheit. Begrüßung. Händedruck. Durch eine Anzahl Räume geht es, den einſtigen

Wohnzimmern der Familie. Westeuropäisch. Kaum russische Anklänge. Etwa Berlin W. Im großen Speisezimmer steht der lange, weiß gedeckte Tisch. Anrichte wie Stühle sind geschnitzt. Auf dem satten Rot der Wände prangen Teller und Schaustücke. Das Essen ist einfach. Es ist Krieg. Der Feldmarschall hat andere Dinge im Sinn als Feinschmeckerfreuden. Aber er sitzt behäbig am Tisch, und seine wunderbar selbstverständliche Ruhe scheint sich der Tafelrunde mitzuteilen, daß einen staunend der Gedanke bedrängt: Und eben müht sich der Russe, mit vielen Hunderttausenden durchzubrechen, und gibt Befehle, als hätte er schon Wilna zurück und Warschau dazu! Da überrieselt den Gast das Bewußtsein der Größe des Mannes und der Stunde. In brennend dankbarem Herzen empfindet man die Sicherheit, die von diesem Herrlichen ausströmt. Er ist herrlich. Ist ganz ungewöhnlich. Einer, wie er vom Schöpfer in Gebelaune nur in großen Abständen der Zeiten selten einmal gemacht wird, weil auch der Weltenbildner solchen Kerl nicht jeden Tag fertigbringen kann, sondern sich danach mal verschnaufen muß ein paar Dutzend Jahre, ein paar hundert vielleicht. Wir Deutschen, die unser Gott sichtbarlich gesegnet, haben das Glück, dessen wir uns immer dankbar eingedenk zeigen wollen, daß solch Meisterstück der Schöpfung wieder mal gerade unter uns gefallen ist. Schwer gefallen, denn der Mann ist von gewaltigem Wuchs. Vom Schlage Luthers, Bismarcks. In zwei Arten leben uns die Großen: Fridericus rex und Moltke: Denker mit hagerem Leib. Zu ihnen etwa Mozart gezählt, Ulrich von Hutten, vielleicht Kleist und Schiller, wenn wir von der Körperlänge absehen. Dann die andern, zu denen noch Goethe tritt, der auch leiblich Vollendete, Beethoven mit dem häßlich schönen Titanenkopf, Böcklin, der Maler.

Vor allem lockt Bismarck zum Vergleich; beide urdeutsch. Wie Bismarck ist der Generalfeldmarschall weit über das Mittelmaß emporgewachsen. Wie bei Bismarck ruht auf dem starken Leibe ein kleiner Kopf von geringer Seitenentwicklung, denn wie bei Bismarck ist die Gesichtslinie fast flach. Und wie beim Alten aus dem Sachsenwalde die Farbe nicht braun gewesen ist — Lenbach, der „braun" malte, hat ihn darin unrichtig dargestellt — so ist auch Hindenburg nicht dunkel, wie

wir ihn oft geſchildert ſehen, ſondern gelb, blaß. Wohl können da Luft und Sonne im Sommer andere Farben brennen.

In einem ſcheint faſt jede Darſtellung dieſes Kopfes der Wirklichkeit nicht gerecht zu werden: alle Bilder, die wir vom Generalfeldmarſchall kennen, malen ihn zu grob. In die ſchlechten ſchlich ſich ſogar etwas von Kommiß, als müſſe durchaus das Soldatiſche ſo und nicht anders ausgedrückt werden. Möchte doch einmal der große Meiſter an dieſen Kopf gehen, der, ſeiner Ausdrucksmittel gewiß, nicht verſucht, ihn ins Heldenhafte zu ſteigern — ſo werden nämlich auch die Stirnwulſten über den Augen, die man am Lebenden in dieſer Art vergeblich ſucht, entſtanden ſein — der Meiſter, der nicht durchaus den Krieger finden will, ſondern, indem er ſchlichte Wirklichkeit gibt, den Menſchen. — Und an Hindenburg iſt, ſollte man meinen, der Menſch doch groß genug. Denn das iſt es eben, das den Generalfeldmarſchall mit ſo eigenem Zauber umgibt: nicht einer in einſamer Größe ſteht vor uns, nicht ein bereits lebensferner Denker, wie einſt, der dieſe Zeilen ſchrieb, als junger Leutnant Moltke in nächſter Nähe erleben durfte. Vor uns reckt ſich nicht der eiſig ferne, ſtarre Genius auf, dem man ſich in ehrfürchtigem Staunen beugt, ſondern unter uns ſteht ein Menſch wie ich und du. Wenn der taube Tonſchöpfer der Neunten bei Sturm finſter durch Wiens Gaſſen ſtrich, mag man das Genie als einem fremd empfunden haben, der letzte Goethe, ſo menſchlich nahe jedem Liebenden und Schuldigen der junge ſtand, hat nicht anders gewirkt. Der alte Rembrandt, trunken, verglaſten Blickes, durch das Judenviertel Amſterdams irrend, wird den Menſchen ſo ferngeblieben ſein wie Kant und Nietzſche in ihren letzten Tagen. Nicht ſo der Generalfeldmarſchall. Dieſes eben iſt es, das ihn den andern keineswegs ſtaunend entrückt, ſondern nahebringt: die teilnehmende Menſchlichkeit des Mannes. Er, den Wert und Können, Schlachtenglück wie Gegner ſo hoch erhoben, iſt der Einfache geblieben, der er von Kindesbeinen an war. Eine gewiſſe Art des Auftretens liegt nicht im Menſchen Hindenburg beſchloſſen, die bringt der hohe Offizier mit ſich. Aber ein Generalfeldmarſchall, der um Verzeihung bäte, daß er geboren iſt, wäre wohl in jungen Jahren abgehalftert worden, weil er offenbar

der Mann nicht war, anderen zu befehlen. Doch noch immer bestätigte es das Leben, daß die wahrhaft Großen es nicht nötig haben, durch Äußerlichkeiten ihre Bedeutung zu erweisen. Ja, der Generalfeldmarschall, denn so und nicht Exzellenz nennt man ihn, ist Mensch geblieben. Darin, nicht in der Leistung allein mag wohl Hindenburgs Volkstümlichkeit begründet sein. Dieser Mann weiß vielleicht nicht einmal völlig, was er uns eigentlich ist. Den kriegsgeschichtlichen Wert seiner Taten muß er ja kennen, aber ob sein Volk sie wirklich richtig wertet, scheint ihm vielleicht zweifelhaft, weil Hindenburg als reiner Soldat, der er immer gewesen ist, von der Urteilslosigkeit der Menge in strategischen Dingen überzeugt sein wird. Liegt doch die wahre Kunst des Feldherrn dem Laienauge ebenso verborgen wie das letzte jeder Kunst. Ja, des Soldaten äußere Bindung bedingt geradezu, daß seine Leistung im Frieden den Außenstehenden verborgen bleibt. Alles, was Führung betrifft, ist notwendig geheim, damit unser Wollen den Gegnern unerkannt bleibe. Bei der Kritik erfahren nur die Offiziere, wie der Herbstübungstag beurteilt wurde. Es kommt noch mehr hinzu. Etwas von der Tragik des Offiziersdaseins, nämlich jenes Schicksals, das auch diesen Großen einmal gestreift hat. Dem Soldaten kann nur der Krieg endgültig zeigen, ob die Arbeit seines Lebens von Wert gewesen ist. Es gibt wohl kaum einen anderen Beruf, der seine Jünger Jahrzehnte arbeiten und dann dahingehen lassen kann, ohne daß sie sich im Ernste betätigt haben. Man denke sich nur einen Redner, der nie ein Publikum fände, einen Schiffebauer, der das Meer nicht gesehen hätte, um die Tragik zu verstehen, die für ungezählte Offiziere darin liegt, daß sie etwa zwischen zwei Kriegen eintraten, ein Leben hindurch sich mühten und den Abschied nehmen mußten, ohne je einen Feldzug erlebt zu haben. Diesem Schicksal des „Nie-Pulver-Riechens" ist nun der Generalfeldmarschall zwar nicht ausgesetzt gewesen, weil er als junger Offizier im Felde stand, aber der Schlachtenlenker Hindenburg, der schon im Frieden der gleiche Könner war, schien, bereits verabschiedet, dazu verurteilt, als heimlicher Feldherr zu Grabe zu gehen, etwa, um das Bild gesteigert zu wiederholen, als hätte Michelangelo den Meißel aus der Hand legen müssen, weil er keinen Marmor

beſeſſen. Unſer Volk hätte Hindenburg nie gekannt, denn durch Veröffentlichungen war er nicht hervorgetreten, und den Ehrgeiz, als politiſcher General genannt zu werden, hat er niemals beſeſſen, dieſer Mann, der die an Zahl wie Wirkung gewaltigſten Schlachten dieſes Krieges ſchlug. Auch in der Armee wußte man nicht viel von ihm. Jenen freilich, die ihn als Lehrer an der Kriegsakademie erlebt, ſchien das Ungewöhnliche dieſes Mannes nicht zweifelhaft. Und wenn ein alter, ſeit vielen Jahren im Tintenfaß untergetauchter Reitersmann hier ſeine Stimme erhebt, iſt es nichts als die Wiedergabe eines Bildes, das er von dem Generalfeldmarſchall in ſich aufgenommen, als er vor einem Vierteljahrhundert jene Hochſchule des Generalſtabes beſuchte, daran eben der damalige Oberſtleutnant v. Beneckendorff und Hindenburg lehrte. Heute hängt des Generalfeldmarſchalls Bild in jeder Hütte wie in jedem Unterſtande an der Front. Kein Neider, kein Feind iſt dieſem Mann erſtanden. Einem ſchwer bedrängten und doch ſiegreichen Volk verleiht allein ſchon der Name Hindenburg Kraft, Sicherheit, Gewißheit des Sieges, die nicht erſchüttert wurde — wiewohl ſonſt Volksgunſt ein gebrechlich Ding iſt — als wir vor Warſchau aus ſtrategiſchen Gründen einmal zurückmußten. Wie man einſt zu Bismarcks Zeiten ſagte: „Wir können ruhig ſchlafen, er iſt ja da", ſo ruht jetzt das deutſche Volk in der Gewißheit: Hindenburg lebt. Er hat das bibliſche Alter erreicht, hat jene lächerliche Altersgrenze, die von der franzöſiſchen Republik für notwendig erachtet wird, überſchritten. Gälte ihre Willkür auch bei uns, entſchiede nicht der Oberſte Kriegsherr, ſondern Zufälligkeiten eines Geburtsſcheines, ſo würde weder Moltke ſeine Kriege, noch Hindenburg ſein Siege dem deutſchen Volke haben ſchenken können. Ein Menſch iſt verbraucht in jungen Jahren, ausgebrannt wie eine vorzeitig losgegangene Rakete, ein anderer wächſt erſt im Alter zu voller Kraft. Von des „Nordens Dauerbarkeit", dem frühreifen Romanen verſagt, iſt der Generalfeldmarſchall ein lebendiger Beweis. Wie behäbig er auch am Tiſche ſitzt, Soldat und natürlich vornehmer Herr! Seine Sprache iſt voller Leben, ſeine Stimme kann grollen, wenn er mit dem Urteil nicht zurückhält über unſere verſteckten Gegner. Nicht über die offenen, denen er mit Marſch-

zirkel, Karte und Befehl begegnet; wenn er über die redet, so liegt ein Schmunzeln um seinen Mund, und fast schalkhaft lächeln seine guten lieben Augen. Die deutsche Heimat, das ureingesessene deutsche Wesen steigt herauf, die breite Sicherheit, mit der Michel seinen lang ihm vorenthaltenen Platz an der Sonne behauptet. Allerlei Leiter der Heere und Geschicke unserer Feinde werden wach im Spiegelbilde: ein langer, dürrer Gewaltmensch, in dessen Händen man unwillkürlich glaubt, die Nagaika zu sehen, ein kleiner, dicker französischer General, heimlich eisenfresserisches Pulverfaß, ein winziger, welscher Bundesbrecher, ein rechnerisches englisches Bulldoggengesicht mit entgleitender Pupille, gelbe, asiatisch grinsende Zwerggewächse. . . . Hier dagegen selbstverständliche Kraft, schmunzelnder Humor, stille, fast väterliche Güte, des starken Mannes Ruhe, der nicht Nervenbündelei, Kratzbürstigkeit, Geschrei und Prahlen braucht, da er doch seiner Sache, seiner Leute, seines Volkes gewiß ist.

Mit manchen Abscheulichkeiten der Menschen und des Lebens versöhnt allein das Dasein dieses Mannes, und auch nur eine Essenspanne Dauer zwischen zwei solchen Kerlen sitzen, gibt Sicherheit und Freude als Mitgift für die Lebenszeit, die einem etwa noch beschieden ist. Wenn dann einmal der Wunsch leise sprach: „Herr, nimm mich nicht von dieser Erde, ehe ich nicht mein Vaterland im Friedensonnenglanz des Sieges gesehen", so verblaßt er fast in dem Gedanken: Wo solche Leute am deutschen Werke sind, kann man ohne Bangen die Hände zum letzten Lager falten. Besser freilich dabei sein. Den Schluß erleben, denn es können nicht genug Stimmen klingen, einstmals zu rufen: „Dank und Heil dem Generalfeldmarschall!"

Er hob die Tafel auf. Er und seine Leute gingen wieder an die Arbeit in die stillen Stuben, wo die Karten liegen und der Fernsprecher die Kunde bringt: „Russische Angriffe unter blutigen Verlusten für den Feind restlos abgewiesen."

Und nun ist dieses Herrlichen ruhige, überlegene Kraft dem ganzen Heere geschenkt. An jener Stelle, wo einst Moltke gestanden im Kampf um des Deutschen Reiches Gründung, steht heute der Feldmarschall, die Millionen deutscher Soldaten dorthin zu setzen, wo sie den Feind treffen, halten und schlagen

werden. In ſeinem Namen allein ruht eine Armee, mit ſeinem Namen geht das Vertrauen aller deutſchen Stämme, nicht zum mindeſten der Sachſen, in Oſt und Weſt. Wie einer von ihnen an der Dünafront geſagt: „Mit den Ruſſen is nu egal niſcht. Soviel Menſchen haben ſie — 's iſt doch ſchauderhaft, was vorm Drahthindernis täglich liegen bleibt — aber daß ſie unter die vielen Millionen eenen Kerl hätten fertig gebracht wie unſern Hindenburg . . . nee, das liegt nu mal nich drin. Drum kann uns ooch niſcht paſſieren!“

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

Bücher von den Fronten

Breslau - Midilli. Ein Jahr unter türkischer Flagge. Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath. Das Buch behandelt die Schicksale unseres Kleinen Kreuzers „Breslau", der bei Kriegsbeginn in türkischen Besitz überging. Wir erfahren, in welch hinterlistiger Weise die englische Marinemission die osmanische Flotte entwertet hatte, wie unsere deutschen Seeoffiziere Ordnung schafften, wie tapfer dann unsere blauen Jungens unter der türkischen Flagge fochten und im Schwarzen Meere dem zahlenmäßig weit überlegenen russischen Feinde schweren Schaden zufügten. — Mit vier Abbildungen. — Preis 1 Mark.

Gallipoli. Der Kampf um den Orient. Von einem hohen Offizier aus dem Stabe des Marschalls Liman von Sanders. Das Buch gibt ein vollständiges Bild des schweren Ringens um die Dardanellen. Mit einer Karte. Preis 1 Mark.

Vor dem Drahtverhau. Bilder aus dem Grabenkriege im Westen. Von Karl Rosner. Der Meistererzähler gibt die überwältigenden Eindrücke wieder, die er an unserer Westfront gewannen hat. Voll strenger Wahrheitsliebe und dichterisch tief empfunden. In die wildbewegten Kampfbilder hat er Stimmungsbilder von wunderbarem Reiz eingefügt. Preis 1 Mark.

Der graue Ritter. Bilder vom Kriege in Frankreich und Flandern. Von Karl Rosner. Der Verfasser führt uns in seiner Eigenschaft als Kriegsberichterstatter nach Frankreich und Flandern, an die Aisne und vor Ypern; er schildert die große Herbstschlacht in der Champagne, das Leben unserer tapferen Feldgrauen in Unterständen und Erdhöhlen, in Etappen und Quartieren; er gibt uns Kunde von dem unbeugsamen Siegeswillen unserer grauen Ritter im Westen. Preis 1 Mark.

Bei unseren Blaujacken und Feldgrauen. Flandrische Erlebnisse von Wilhelm Hegeler. Der Verfasser gibt seine Eindrücke und Erfahrungen, die er als Pfleger unserer verwundeten Blaujacken und Feldgrauen gesammelt hat, wieder. Ergreifende und erhebende Szenen, von sonnigem Humor bestrahlte Szenerien deutschen Heldenmutes, deutscher Hingabe. Preis 1 Mark.

Der Siegeszug durch Serbien. Von Wilhelm Hegeler. Der bekannte Verfasser schildert aus eigenem Erleben den glänzenden Siegeszug durch den unwegsamen Balkanstaat vom Fall der stolzen Feste Belgrad bis zur weltgeschichtlichen Zusammenkunft des deutschen Kaisers mit dem Zaren der Bulgaren in Nisch. Ein Buch voll starker und tiefer Eindrücke, zugleich die erste zusammenhängende Darstellung des ganzen serbischen Feldzuges. Preis 1 Mark.

Kameraden vom Isonzo. Von Otto König. Der Autor erzählt in schlichter, fesselnder Art vom eisernen Festhalten der österreichischen Front gegen den treubrüchigen Bundesgenossen, von den trefflichen Führern und Truppen, der herzlichen Kameradschaft und dem stillen Heldentum unserer Treuverbündeten am Isonzo. Preis 1 Mark.

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

Kriegs-Abenteuer

Seine Hoheit — der Kohlentrimmer. Die Kriegsheimfahrt des Herzogs Heinrich Borwin zu Mecklenburg. Von Johann zur Blassow. Der Herzog, der als naturfreudiger Sportsmann alljährlich gerne einige Wochen unter den Cowboys verbringt, wird drüben vom Ausbruch des Krieges überrascht. Die Engländer erschweren die Rückkehr des in Amerika wohlbekannten Fürsten durch Aussetzen eines Fanggeldes von 2000 Pfund. Zahlreiche Spione heften sich dem kostbaren Wild an die Fersen. Aber mit stählernder Willenskraft kämpft sich der Herzog durch alle Schwierigkeiten und Gefahren hindurch, er scheut nicht vor der mühseligsten Arbeit, nicht vor der schmutzigsten Verkleidung zurück und gelangt über New York, Kirkwall und Kristiania glücklich in die bedrohte Heimat. Die Erzählung besticht durch ungekünstelte frische Wiedergabe. Mit zwei Aufnahmen. — Preis 1 Mark. Vorzugs-Ausgabe: geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark.

*

Kriegsgefangen — über England entflohen! Von Lt. d. R. Robert Neudau. Der Verfasser, der nun schon fast Monaten als Offizier im Osten kämpft, war in französische Gefangenschaft geraten. Schlicht und vom Geiste reiner Vaterlandsliebe durchdrungen, erzählt er seine Schicksale in Fetndesland und die ihm mit geradezu indianerhafter List gelungene Flucht. — Inhalt: Gefangen — Im Gefangenenlager in der Bretagne — Die deutsche Zeitung aus Paris — Arbeit und Unterhaltung — Fluchtgedanken — Der Fluchtplan zunichte — Im Arrest — Das schwere Los des Hafenarbeiters — Neue Fluchtgedanken — Die Flucht — Auf einem englischen Dampfer versteckt — Vierundzwanzig Stunden im Warenstapel auf dem Kai — Englische Wachtposten überlistet — An Bord nach England — Aus dem englischen Hafen nach Schweden — Heimwärts. — Preis 1 Mark.

*

Fremdenlegionär Kirsch. Von Kamerun in den deutschen Schützengraben. Von Hans Paasche. Wahrheitsgetreue Erzählung der abenteuerlichen Erlebnisse des tapferen jungen Deutschen. Dem Buche sind authentische Bilder und Dokumente beigegeben. Inhalt: Bei Kriegsausbruch in Kamerun — Meuterei an Bord der „Marina" — In englischer Kriegsgefangenschaft an der Goldküste — Die Flucht durch den afrikanischen Busch — Wie ich den Franzosen in Dahome in die Hände fiel — Als Kohlentrimmer von Dahome nach Senegambien — Als Rekrut der Fremdenlegion nach Marokko — Von Marokko nach Bordeaux — Beim Ersten Fremdenregiment in Bayonne — Fluchtversuch in den Pyrenäen — Vor dem Kriegsgericht — Im Gefängnis — Nach Lyon — Auf dem Schießplatz von La Valbonne — Fluchtversuch nach der Schweiz — In den französischen Schützengräben — Im Hexenkessel auf französischer Seite — Als Ueberläufer in den deutschen Schützengraben. — Geheftet 1 M. Elegant gebunden 2 M.

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

Deutsche Taten zur See

Oberheizer Zenne. Der letzte Mann der „Wiesbaden". Nach Mitteilungen des Oberheizers Zenne von Freiherrn Spiegel von und zu Peckelsheim, Kapitänleutnant. In der Seeschlacht am Skagerrak ging der Kleine Kreuzer „Wiesbaden" verloren. Der einzig Ueberlebende erzählt durch die Feder des Verfassers vom Kriegstagebuch „U 202" seine Beobachtungen über die Schlacht bis zum Untergang des Schiffes und seine Errettung nach 40stündigem Treiben auf den tosenden Wogen. Die schlichte Schilderung ist in Wahrheit ein Heldensang von deutschem Todesmute. — Mit vier Abbildungen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

U-Boote im Eismeer Unsere U-Boote ziehen auf Kreuzerkrieg! Weit über den Polarkreis bringen sie vor, über das Nordkap, bis ins Weiße Meer. Schiff nach Schiff wird versenkt. Fast übermenschlich ist der Dienst. Ein Sturm nach dem anderen braust über die kleinen Fahrzeuge hinweg, Tausende von Meilen trennen sie von der Heimat, nirgends ein Stützpunkt. In schwerster See, im Nebel gehen sie auf den Kreuzerkrieg. Gehetzt und gejagt, zeigen sie sich trotzdem wieder, vernichten und versenken. Ungezählte Millionen Schaden fügen sie dem Feinde zu. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Kriegstagebuch „U 202". Kommandant: Kapitänleutnant Freiherr von Spiegel. Wahrheitsgetreue, glänzende Schilderung unserer geheimnisvollen Unterseebootswaffe in ihrer gefahrvollen Tätigkeit vor dem Feinde. — Geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 2 Mark.

„V 188". Meine Torpedoboot-Kriegsfahrten. Der Verfasser, Kapitänleutnant Callisen, Kommandant eines deutschen Torpedobootes, schildert in diesen wahrheitsgetreuen Aufzeichnungen seine gefährlichen und abenteuerlichen Erlebnisse im Seekrieg, seine wechselvollen Fahrten in der Nord- und Ostsee, die ihn bis an die Küste Englands und bis nach Windau führen. — Mit 16 photographischen Aufnahmen. 1 Mark, gebunden 2 Mark.

Im Torpedoboot gegen England. Kriegserlebnisse von Fritz Graf. Inhalt: Ausreise — Durchbruch durch feindliche Kreuzer — Rückkehr von New York — In französischer Gefangenschaft — Flucht und Ankunft in Kiel. — Torpedoboot im Vorpostendienst — Fernunternehmen in der Nordsee — Beschießung der Ostküste Englands — Eine Fahrt durch Minenfelder — Fliegerangriff auf Cuxhaven — Die Kreuzerschlacht am 24. Januar — Wachtdienst im Sund. — Preis 1 M.

Emden-Ayesha. Die beiden Bücher von Kapitänleutnant Hellmuth von Mücke. Selbsterlebtes von den sagenhaften Fahrten des ruhmreichen Schiffes, die abenteuerliche Fahrt des Verfassers auf See und der gefahrvolle Zug von Hodeida durch die arabische Wüste. — Als Geschenkwerk in einem geschmackvoll gebundenen Bande vereinigt. Preis 3 Mark. Jeder Band einzeln: geheftet 1 Mark, elegant gebunden 2 Mark.

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin

Deutsche Helden der Luft

Immelmann †. Meine Kampfflüge. Selbsterlebt und selbsterzählt von Oberleutnant Max Immelmann. — Das mit 26 Originalaufnahmen versehene Buch enthält die Erlebnisse eines unserer ruhmreichsten Kampfflieger, von ihm selbst lebendig und packend in Briefen an seine Mutter geschildert. Immelmann hatte die Herausgabe dieser Briefe noch kurz vor seinem Tode vorbereitet und sie, „um der Jugend Enttäuschungen zu ersparen, die nüchternen Aufzeichnungen eines Fliegers" genannt. Aber sie sind weit mehr: nämlich das unvergängliche Denkmal glänzender Taten, wie sie früher die kühnste Einbildungskraft nicht für möglich gehalten hätte. Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Doppeldecker „C 666". Als Flieger im Westen. Von Oberleutnant Heydemarck. Der Verfasser gibt aus dem unmittelbaren, täglichen Erleben uns in der Heimat und den feldgrauen Kameraden ein anschauliches Bild von der Tätigkeit der Fliegerei. Er greift einen kleinen, aber interessanten Abschnitt heraus: Die Fernaufklärung. — Inhalt: Vorwort — Fernaufklärung — Durch die Wolken — Bomben auf Bahnhof Pvocourt — Minus 30° — Gehetzt — Nachtflug — Bange Minuten — Und doch! — Motorpanne — In den Nebel hinein — Der letzte Flug von „C 666". — Geheftet 1 Mark. Elegant gebunden 2 Mark.

„Z 181". Im Zeppelin gegen Bukarest. Von dem Ersten Offizier eines „Z"-Luftschiffes. Einer unserer jungen Zeppelin-Offiziere hat als erster die Erlaubnis erhalten, seine Erlebnisse bei einem erfolgreichen Luftangriff gegen Bukarest zu erzählen. Natürlich gibt er keine Phantasieschilderungen, sondern Tatsachen; er schreibt als Fachmann, aber mit der Lebendigkeit und Anschaulichkeit eines Schriftstellers. Und der Leser erlebt mit tiefer Anteilnahme die höchst dramatischen Augenblicke eines Luftangriffes. — Geheftet 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

Kriegs-Album der „Woche"

Enthält aus der Fülle der photographischen Berichterstattung mehrere hundert Bilder der heldenhaften Kämpfe unserer verbündeten Armeen und die amtlichen Meldungen der Heeresleitungen.

Erster Band (22. Sonderheft der „Woche"): umfaßt die Zeit vom Beginn des Krieges bis Ende November 1914. In künstlerischem Einband 3 Mark.

Zweiter Band (23. Sonderheft der „Woche"): umfaßt die Zeit von Anfang Dezember 1914 bis Ende April 1915. In künstlerischem Einband 3 Mark.

Dritter Band (24. Sonderheft der „Woche") umfaßt die Zeit von Anfang Mai bis Ende Oktober 1915. In künstlerischem Einband 3 Mark.

Vierter Band (25. Sonderheft der „Woche"): umfaßt die Zeit von Anfang November 1915 bis Ende April 1916. In künstlerischem Einband 3 Mark.

B89100002286

B89100002286A

Digitized by Google

b89100002286
b89100002286a